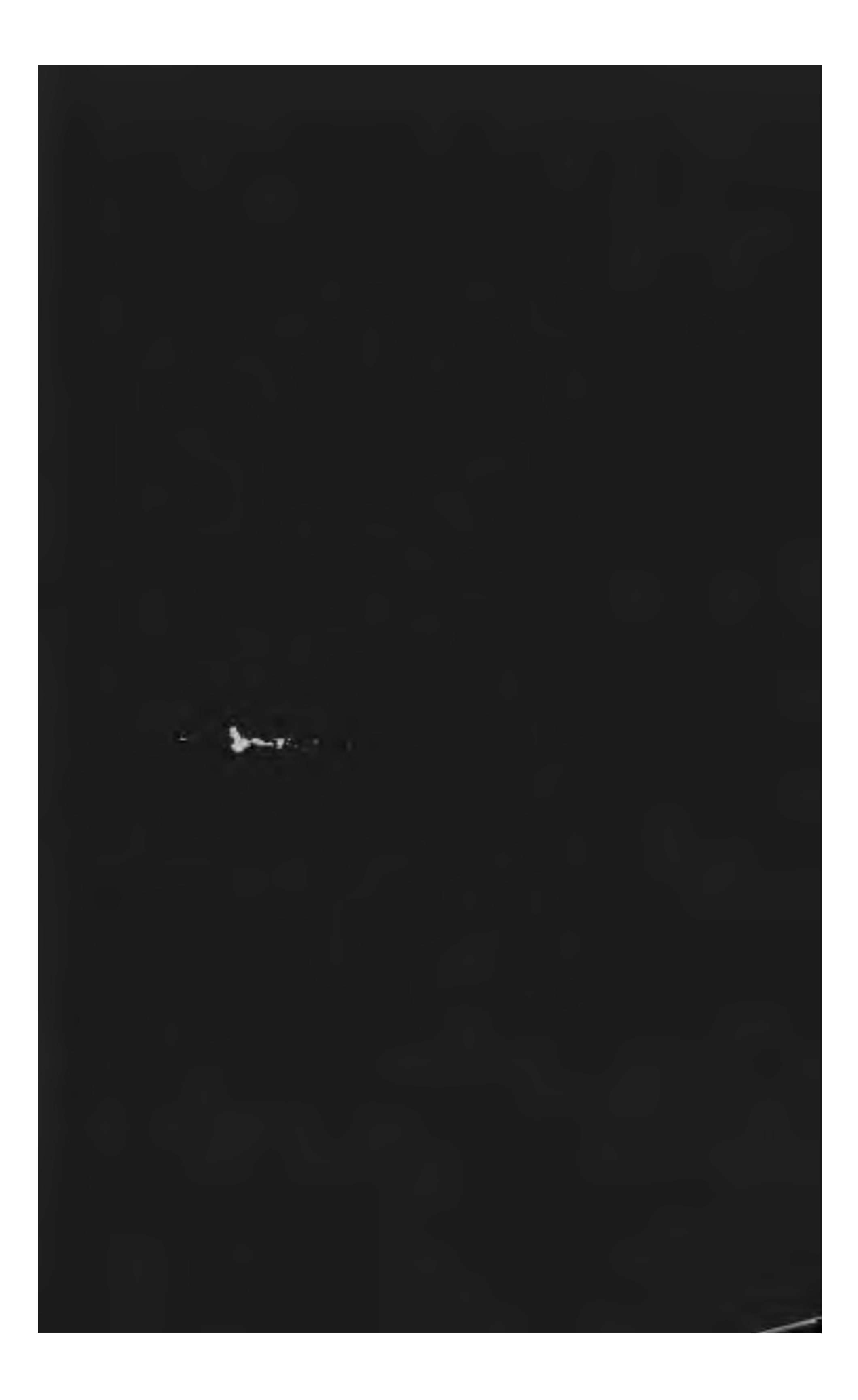
OTTO SCHROEDER

VOM PAPIERNEN STIL





OTTO SCHROEDER

VOM PAPIERNEN STIL

ZWEITE VERMEHRTE AUFLAGE



BERLIN
WALTHER & APOLANTS VERLAGSBUCHHANDLUNG
HERMANN WALTHER
1891



MEINER MUTTER

Von den drei hier unter einer Decke vereinigten Aufsätzen ist nur der dritte bisher ungedruckt, die beiden ersten sind, wenn auch nicht ohne wesentliche Veränderungen, aus dem 59. und dem 61. Bande der Preufsischen Jahrbücher wieder abgedruckt worden.

Was sie eint, ist leicht zu erkennen; weniger leicht, was sie zu einem ganzen machen soll. Der erste Aufsatz enthält ein Programm mit vielen Paragraphen, aus denen im zweiten und dritten einige herausgegriffen und erläutert werden. Dabei ist es im zweiten Aufsatz vornehmlich auf den deutschen Prosastil abgesehen, während der dritte mehr die Dichter angeht. Doch was ich hier geben will, ist nicht Forschung, nicht Lehrbuch, sondern ein Gesichtspunkt, an einigen Beispielen anschaulich gemacht; nicht Abschlufs, sondern Anregung, und zwar für das Leben nicht minder, als für die Wissenschaft. Das mag die Lebhaftigkeit des Tones entschuldigen.

Soll ich nun sagen, wer mich zuerst angeregt hat, die Frage so zu stellen, wie ich sie gestellt habe? so ist es Moriz Haupt, der in seinen Vorlesungen, namentlich über die Ilias, wiederholt auf den Unterschied zwischen Hören und Lesen zu sprechen kam. Erst nach Abfassung des ersten Aufsatzes lernt ich den trefflichen Vorgänger kennen, dessen ich mich nun in

Rudolf Hildebrand erfreue. In seinem Buche 'vom deutschen Sprachunterricht in der Schule und von deutscher Erziehung und Bildung überhaupt' berührt sich namentlich eine Forderung mit der meinigen. Sie lautet: Das Hauptgewicht (im deutschen Sprachunterricht nämlich) sollte auf die gesprochene und gehörte Sprache gelegt werden, nicht auf die geschriebene und gesehene.

November 1888.

Das Büchlein geht zum zweiten mal hinaus, im einzelnen mit vielfachen Änderungen, hie und da gekürzt, vermehrt nur im ersten Abschnitt. Zu den Bemerkungen über das Relativum 'welcher' hat mich Gustav Wustmanns Vorgang (Grenzboten 1890 I 420—23) angeregt.

Berlin, Neujahr 1891. *S*

I

DER GROSSE PAPIERNE



Der gelallte Laut, die rufende Stimme, die wohlgegliederte Sprache, sie alle wenden sich an eines Hörers Ohr. Auch als man den geflügelten Laut durch die Schrift zu bannen lernte, dachte man nicht daran, ihn in den Bann zu thun, vielmehr ihn auszurüsten zu neuem Flug über Raum und Zeit, damit der Sang vom Peleiaden Achilleus durch Jahrtausende töne. Nun ist der Fittich zur Fessel geworden, und toter Schrift soll sich lebendige Sprache beugen.

Zwischen der uralten Symbolik des Sprachlauts und der neuen des beschriebnen Papiers scheint grade in der Mitte zu stehn die Schriftsprache. Doch was man so nennt, den Mundarten gegenüber Gemeinsprache und im Gegensatz zur naiven Rede des Volks stilisierte Rede, hat mit der Schrift zunächst gar nichts zu thun. Die homerischen Lieder sind in solch einer Kunstsprache gedichtet und verbreitet worden zu einer Zeit, da es weder Schriftsteller noch Leser, sondern nur Sänger und Hörer gab, und für sie wenigstens die Schrift noch nicht vorhanden war. Und das rügische (papieren: rügen'sche) Mädchen und die Schwarzwälderin von heute, in ihren Liedern bedienen sie sich der Schriftsprache, deren sie sonst vielleicht ebensowenig mächtig sind, als des Schreibens. Das

deutsche Mittelalter aber, mit seinem blühenden Schriftwesen, eine gemeindeutsche Schriftsprache hat es nicht erlebt, so nahe dem Ziel die Staufenzeit auch war. Aber wenn auch nicht unmittelbare Folge der Schrift, so ist doch die sogenannte Schriftsprache von einer grofsen Litteratur und von einem bedeutenden öffentlichen Leben unzertrennlich. Kräftigsten Anstofs zu beidem gab Martin Luther, der vornehmste Begründer unsrer Schriftsprache.

Während nun diese Litteratursprache nach dem Satz verfährt: so sagt man wohl, doch so redet und singt, kurz so schreibt man nicht, heifst es beim papiernen Stil: so schreibt man, wenngleich man so weder singen, noch reden, noch sagen darf. Die Litteratursprache nimmt nicht alles auf, was gesprochen wird; wo sie aber neuert, da geschieht es im Geiste der mündlichen Sprache. Die papierne erfindet und verbindet Worte, wie sie nie und nirgend gesprochen wurden, und wie man sie im Munde frischer Leute sich auch nicht vorstellen kann. Jene ist künstlerisch, diese künstlich. Jene bedeutet ein höheres Leben der Sprache, diese ihren Tod.

Vom Litteraturdeutsch zum papiernen Deutsch ist also noch ein weiter Weg. Aber die Reise geht schnell, wenn die Strafse wohl gepflastert ist, wie bei uns; und das Pflaster ist unsre Orthographie. Ich bitt um Vergebung, dafs ich dies leidige Thema hier berühre: ich will es nur im Fluge thun. Aber berühren mufs ichs, wie man sogleich sehn wird.

Der Papierne — ich denke dabei weder an einen, noch an mehrere Menschen, sondern an einen Geist, der es, bis zu einem gewissen Grade, uns allen an-

gethan hat. Der grofse Papierne also schwärmt für orthographische Fragen.

Das ist erklärlich bei dem, der mehr liest, als hört, und lieber schreibt, als redet. Sprache interessiert ihn nur, soweit sie schriftlich aufgezeichnet ist. Selbst die lebende, die Muttersprache ist ihm nichts anderes als ein grofser Zettelkasten, darin jedes Wort ein Einzeldasein führt. Deshalb ist er überall auf eine raffinierte Differenzierung bedacht. Wörter wie 'dafs' und 'wider' sollen nicht zwei, wenn auch noch so verwandte Bedeutungen haben. Darum macht er (nur er, nicht die Sprache) je zwei verschiedne Wörter draus. Er schreibt 'das', wo es Demonstrativ, Artikel oder Relativ, und 'dafs', wo es Konjunktion ist. Mit der älteren Schreibung 'dafs' grade die zweifellos jüngere Bedeutung zu verbinden und das Demonstrativ, auch das stark betonte, mit einem schwächeren S zu schreiben, als die gewöhnlich unbetonte Konjunktion, erscheint zunächst willkürlich: haben wir jedoch erst tiefere Blicke in das Herz des Allgewaltigen gethan, so wird sich uns auch hier Zusammenhang und Gesetz ergeben. Er lehrt: wider = gegen, und: wieder = nochmals, trennt also, was der frischere Sinn noch als eines fühlt. Dem Registrator ist ein Widerhall nur ein zweiter Hall (daher in Preufsen: Wiederhall); dem lebendigen Menschen ein Hall in entgegengesetzter Richtung (deshalb in Bayern: Widerhall). Stunden, Tage, Jahreszeiten, gleiche Vorgänge und Zustände kehren jenem 'wieder', wie die Zahlen des Kalenders, der Sprache erscheinen sie wie die Sonne, die gestern hinabsank und heute 'wider' heraufstieg.

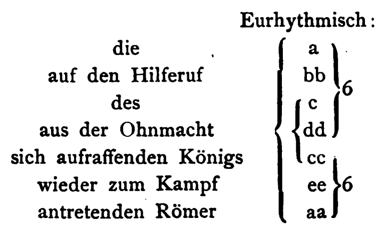
Er zeichnet die Substantive durch grofse Anfangs-

buchstaben aus, wie er denn auch den Namen Hauptwörter für sie erfunden hat. Wertvoller wär es jedenfalls, wir machten auf diese Weise die wirklichen Hauptwörter, das sind die betonten, kenntlich, anstatt unser Hirn zu zermartern, ob wir schreiben sollen: das ewig weibliche, oder: das ewig Weibliche, oder: das Ewigweibliche, oder — was weifs ich?

Solche Feinheiten in der Schrift, bei denen auch des gewissenhaften Apostroph's, des freundlichen Binde-Strichs und der zierlichen 'Gänsefüfschen' zu gedenken ist, verleihen der Sprache erst die rechte Form und Farbe, mit ihnen wird die Sprachschöpfung erst vollendet, meint der Papierne.

Vor einiger Zeit hat ein Verleger seinen Geschäftsfreunden eine hübsche kleine Vorlesung über Firmendeutsch gehalten, und an ihren Firmen, wie sie im Adrefsbuch der deutschen Buchhändler verzeichnet stehn, ihnen die sprachzerstörende, besonders genetivtötende Wirkung jener papiernen Bacillen nachgewiesen. Aber die Buchhändler folgen hier ja nur den Schriftstellern, namentlich den Gelehrten, denen der Papierne die Häkchen und Stäbchen für ihr Citierdeutsch in die Feder diktiert. Ein angeführtes Wort, vollends eine besprochne grammatische Form steht füglich aufser dem grammatischen Zusammenhang der Rede, wenngleich nicht alle Sprachen sich derlei ohne weiteres gestattet haben. Ein Buch dagegen, ein Schriftsteller, eine Firma haben von Natur nicht mehr Recht auf grammatische Sonderstellung, als Garten oder Gärtner oder Gartenbesitzer. Die lebendige Sprache redet denn auch von Treitschkes deutscher Geschichte, wie von Bismarcks pommerschen Gütern. Und wenn der Auto-

biograph seine Aufzeichnungen 'Aus meinem Leben' oder 'Mein Lebensgang' überschreibt, so sprechen wir natürlich von Seinem Lebensgang. Eine als offener Brief bezeichnete Streitschrift citieren wir als des Verfassers offenen Brief, oder als den offenen und so weiter, und wo es auf Vollständigkeit und Genauigkeit des Citats ankommt, katalogartig, ohne grammatische Skrupeln: Der und der, Offener Brief an den und den, Seite 2, Zeile 3. Wie anders der Papierne: in v. Ledebur's 'Neues Allgem. Archiv'; und: Vischer in 'Mein Lebensgang' in Heft 3 von 'Altes und Neues'. Es würd uns die Ohren sprengen, hätten wir die heilsamen graphischen Dämpfer nicht. Unsre Besten schreiben heute 'mit von Thränen geröteten Augen', 'mit sich einander berührenden Fingerspitzen', wo man früher 'mit thränengeröteten Augen', 'die Augen von Weinen getrübet', 'Thränen im Auge' oder dergleichen sagte. Wie wär es, wenn man 'mit v. Thränen geröteten Augen' druckte, und 'mit sich-einander-berührenden Fingerspitzen'? Auch 'in einer (durch ein [von Spinnweb getrübtes] Rundfenster) dürftig erhellten Kammer' würde man dem Papiernen für seine kleinen Hilfen Dank wissen. Schwieriger wird es sein 'die auf den Hilferuf des aus der Ohnmacht sich aufraffenden Königs wieder zum Kampf antretenden Römer' so darzustellen, dafs die Gliederung dem Auge klar wird und allmählich auch dem Ohre sich einschmeichelt. Doch da kommen uns die jüngst der griechischen Dichtung entlockten Gesetze einer papiernen Musik zu statten, die man unter dem Namen Eurhythmie zusammenfafst:



Man vertiefe sich nur recht in die Geheimnisse dieses Baues mit seiner Symmetrie, seinem aufsteigenden Rhythmus, und man wird ermessen, welchen Anteil der Papierne hat an dem Zauber, mit dem ein Gedichtbuch auf uns wirkt.

Die Karte, mit der man sich beim Kaisermahl einer geschlossenen Gesellschaft legitimiert, mufs lauten: 'Karte | zu dem | an dem und dem Tage achtzehnhundert so und so viel Nachmittags 4 Uhr | im Hôtel so und so | zur Feier des Geburtstages Sr. Majestät des Kaisers . . . | stattfindenden | Festmahl.' Ein frischer Mensch könnte wohl auf den Gedanken kommen, der Bedeutung des Tages entsprechend, einen Spruch oder dergleichen als Losung auf die eine Seite der Karte setzen zu lassen, Ort und Stunde des Festmahls kurz auf die andre. Aber wie sähe das aus! Gar nicht feierlich! Und dafs die Karte eine Karte ist, mufs doch auch gesagt werden, und hübsch in Verbindung mit dem andern, damit das Ganze Hand und Fufs habe, meint der Papierne. Und durch gedichtartig gebrochne Zeilen und sechserlei Druck gelingt ihm der grofse Wurf: wie auf Adlers Flügeln hebt er uns über die berghohen Schwierigkeiten der Konstruktion hinweg.

Wir wissen, dafs Goethe sich nicht gern Göthe geschrieben sah. Wie viel weniger wird man es den

unzähligen Meiers verdenken, wenn sie streng auf ihr nun einmal ererbtes ei oder ey oder ai oder ay halten. Man will eben nach Möglichkeit seinen Namen für sich haben, seinen Eigennamen. Zwar, bei einem Namen wie Meier reichen jene Mittelchen nicht weit. Der parlamentare Sprachgebrauch hängt den Namen des Wahlbezirks an den Namen des Vertreters, so dafs es auch ohne das Wörtlein 'von' fast freiherrlich klingt: Meyer-Jena, Meyer-Breslau, Meyer-Arnswalde. Der kaufmännische Geschäftsstil hält sich wiederum an die optischen Mittel. Da giebt es einen H. H. Meier, einen J. C. Meyer, ja einen Max C. P. Mayer. Die alten Römer wufsten genau, was *M.* oder *P.* oder *T.* vor ihren Familiennamen zu bedeuten hatte; einiges der Art hatten wir ja auch; aber was heifst H. H.? Die Zweiheit des H. beweist ja schon, dafs es keineswegs eindeutig ist. Der Zeitungsleser weifs wohl, wer gemeint ist; doch spricht er unfreiwillig lachend: Hahameier! Auf diese Weise geschrieben bedeuten also die Vornamen bei uns weiter nichts, als eine Numerierung der verschiedenen Menschen gleichen Namens durch Buchstaben. A-Meyer, B-Meyer und so weiter, doppelt wirksam, wenn man die numerierenden Buchstaben verdoppelt. Aber es klingt nicht immer gut.

Man sieht schon jetzt, wie sich der Papierne seine, so zu sagen, optische Sprache zurechtmacht. Darnach sollte man erwarten, dafs ihn das Verhältnis der Schrift zur Aussprache kalt liefse, dafs also Orthographien, wie die französische oder die englische, so recht nach seinem Sinne wären, die deutsche hingegen mit ihrer Regel: Schreib, wie du sprichst! trotz ihrer hundert Ausnahmen nur unbequem sein müfste. Dem ist aber

nicht so. Ihm ist nirgends wohler, als in Deutschland. Von hier aus gedenkt er die Welt zu erobern. Und dazu kann ihm nur eine sich als phonetisch gebende Orthographie helfen. Denn hat er erst der Welt eingeredet, sie schriebe, wie sie spricht, so mufs sie wohl zu Papiere kriechen und sprechen, wie geschrieben steht.

Und diese Zeit scheint nahe herbeigekommen. Man frage doch einmal nach der Aussprache von 'Stock' und 'Spalte'. Die Wahrheit darüber ist hundertmal gepredigt worden, und dennoch wird die Antwort lauten: Eigentlich ist es in diesen Verbindungen wohl richtiger S zu sprechen, als Sch, weil S geschrieben wird. Aber bei Leibe nur in diesen Verbindungen, nicht etwa in 'Schmuck' und 'Schlaf', in 'birschen' und 'falsch!' Also weil die Orthographie, vermutlich aus rein optischen Gründen, um dem Auge den Anblick von 'Schpruch' und 'Schtrauch' zu ersparen, bei Sp und St der Sprache nicht nachgefolgt ist, sondern einen älteren Lautstand widerspiegelt, deshalb soll die nun seit einem halben Jahrtausend in Deutschland zwar nicht allein-, aber doch vorherrschende Verdickung des S im Anlaut vor P und T nicht vollkommen zu Recht bestehendes Deutsch sein?

Wie spricht man in Johannas Abschied: 'auf dem blutgen Felde' — 'mit sündgen Flammen' — 'die mutigsten verzagen' — 'kein lieblich Kind' —? Erlauben uns denn die Adepten des Papiergeistes, wie sie namentlich in den spät germanisierten östlichen Provinzen des Reichs zu Hause sind, erlauben sie uns denn, G und B und D hier anders zu sprechen, als sie es im ABC gelernt haben? Wird doch sogar in dem weitverbreiteten Buche von Roderich Benedix über



den mündlichen Vortrag allen Ernstes zwischen den Labialen in 'erlaubt' und 'Haupt', den Dentalen in 'bot' und 'Brod', den Stammvokalen in 'Sätzen' und 'setzen', in 'Wällen' und 'Wellen' zu unterscheiden gesucht, obgleich es hier mit der Orthographie nicht um ein Haar besser steht, als in 'Stock' und 'Schlaf'.

Wie eine strengphonetische Schreibung der deutschen Sprache aussehn und wie wenig sie zu einer für alle und auf lange verbindlichen Rechtschreibung taugen würde, das ahnt der Papierne nicht. Seinem nur noch rudimentär vorhandnen Ohr entgehen die unendlichen Klangabstufungen der wirklichen Sprache. Darum ist der scheinbar eifrigste Verfechter der phonetischen Orthographie zugleich der unglücklichste. Wem verdanken wir denn in unsrer überwiegend phonetischen Orthographie die unphonetischen Schreibungen 'habe ich', 'leugne ich' oder 'Kind'? Giebt es denn unverbildete Menschen, die so sprechen? Ich leugn es. Doch da kommt der grofse Papierne mit seinem scharfen Auge. Schielenden Blicks greift er das Wort 'leugn' heraus, beschaut es von hinten und von vorn und findet es über die mafsen seltsam. Dürr und steif, wie er selber, soll auch die Sprache sein. Der Papierne hafst das flüssige, biegsame an der lebendigen Sprache. Er ist ein Feind alles Lautwandels, wo nicht aller Flexion. Wie wird ihm zu Mute, wenn er von 'backen' das Praeteritum 'buk' bilden soll? Er verlangt doch wenigstens 'buck'. In 'buk' würd er den Verlust nicht eines luftigen Lautes, wohl aber eines gediegenen Buchstabens tief schmerzlich empfinden. Wenn man nun, um diesen Buchstabengeist zu beschwören, mit Auslautsgesetzen käme, hinweisend vielleicht auf die

weichere Krume, die verhärtete Kruste des Erdballs oder des Brotes, umsonst! Er würd an sich selber irre werden, wenn statt des Kindes plötzlich ein Kint vor ihm stünde — stünde? Welch ein Greuel! 'stände' befiehlt er zu schreiben, nicht etwa 'stende', wie wir doch beim bösesten Willen sprechen müssen. Denn dafs aus A ein Ä werde, will er allenfalls glauben, aber ein E, ein U, ein Ü? 'Was hülf es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne —' Wo ers kann, vermeidet er solche Wagnisse. Und während er so die Sprache verführt, die Grammatik abzuschaffen oder auf den Kopf zu stellen, zu scheiden, wo diese bindet und ausgleicht, und auszugleichen, wo sie unterscheidet, nennt er sein Verfahren, wie zum Hohn, grammatisches Princip. Der Pseudophonetiker ist auch Pseudogrammatiker.

Doch wozu dies alles? Wozu sich erwärmen für eine veraltete Schreibung, wie 'Kint', oder für zweifellos veraltende Bildungen wie 'buk' und 'stünde'? Trübungen, auch von der Schrift und der konventionellen Orthographie ausgehende Trübungen gehören nun einmal zur Geschichte unserer Sprache.

Gut. Was geschehen mufs, wird ja geschehn. Und jede wirklich befolgte Orthographie hat Recht. Nur dafs auch hier der Sünder, der Bufse thut, mehr gelten sollte, denn neun und neunzig Gerechte. Die unvollkommnere Orthographie wird nicht so leicht sich überheben, um schliefslich sich ganz dem Papiernen auszuliefern, sich samt der Sprache. Und dafs bei dem Verfall der Formenbildung, bei der zunehmenden Mutlosigkeit namentlich in Bildung des Ablautes auch der Papierne seine Hand im Spiele hat, das ist doch viel-

leicht nützlich zu wissen. Darf man denn aus der Geschichte nicht auch etwas lernen? Und soll, was vor Goethe Gottsched durfte, auch nach Herder und Goethe und Jacob Grimm den Zeitgenossen Bismarcks wohl anstehn? Weil es einmal zum Wesen der deutschen Sprache gehöre, nach unsprachlichen Gesichtspunkten sich zustutzen zu lassen? Das wär eine Art historischer Sprachauffassung, die wahrhaft unhistorisch heifsen müfste. Denn dafs Herders Einflufs heute nicht etwa im Schwinden, sondern im Wachsen begriffen ist, gehört doch auch zur Geschichte der Sprache. Und ob der bekannte Schulmeister bei Sadowa gesiegt hat, weifs ich nicht; das aber weifs ich, der deutsche Doktrinär wurde dort auf den Tod verwundet.

Aber freilich, der Schwarm derer, die 'sich gleich Fliegen an den Rand unserer Sprache setzen und mit dünnen Fühlhörnern sie betasten', wird nicht so bald verstieben. Jacob Grimm ward von einem dieses Schwarms verhöhnt, weil er von der Aufgabe gesprochen hatte, über der Sprache zu wachen. Er verteidigte sich und die Sprache gegen das dummdreiste Gezücht. Doch der Herr der Ratten und der Mäuse hilft den Seinen aus der Not. Er lacht sowohl des Akkusativs, als des Dativs, und hält sich an den Nominativ. Er abonniert auf der Ulk, neuerdings sogar auf der Sprachlehrer. Selbst wo er einen andern Kasus schreiben will, kommt ihm der Nominativ in die Feder: er ist Korrespondent des Tageblatt, und wohnt am Saume — lieber noch: an dem Saume des Grunewald oder an dem Ufer des Wannsee. Diese Namen der Zeitungen und der Gegenden haben noch die Analogie der Eigennamen für sich, die wir seit

hundert Jahren nur artikellos flektieren, während Lessing 'des Homers', 'des Richards' sagte. Aber das reicht doch wohl nicht mehr zu, wenn Er sich Besitzer eines Bergwerk oder eines Hochofen nennt. Unter seinen Händen wird eben jedes Substantiv zum schwarz auf weifs gedruckten, starr dreinschauenden Büchertitel. Vielleicht druckt und verlegt er auch die Schriften des Direktors, Professors und Doktors — nein, aber des Direktor Prof. Dr. oder des Ministerial-Direktor so und so Wirklicher Geheimer Ober- und so weiter. Hier zeigt sich, dafs der Papierne gleich ängstlich die Deklination, wie den Schein der Unhöflichkeit meidet. Er überläfst es Naturburschen, wie Shakespeare und Schiller, den König von Frankreich und den Herzog von Burgund einfach mit Frankreich und Burgund anzureden. Darum druckt er, so oft er seine Gönner nennt, am liebsten die ganze Visitenkarte ab, setzt je nach Bedarf den Artikel oder die Präposition davor, und die papierne Deklination ist fertig. Es steht hier, wie bei der Konjugation. Die Sprache hat ein Naturrecht auf Bequemlichkeit; sie entledigt sich allmählich wie aller lästigen Lautgruppierungen, so aller überflüssigen Flexionen. Der Papierne setzt ihr nun in der Anbequemung benachbarter Laute, auf Grund seines geschriebnen Rechtes, zähsten Widerstand entgegen: bewillkommnte, du hältst, der kriegerischste, kürzste, süfsste; in der Vermeidung der Flexion dagegen eilt er ihr um Jahrhunderte voraus, ach! der scheinbare Fortschrittsmann, in Wahrheit ist er nur ein rückständiger Doktrinär: Mit der ersten Person des Praesens und dem Nominativ des Singulars beginnt die Elementargrammatik; darum sind es die Urformen,

eigentlich die allein berechtigten, die andern nur Entstellungen! Immer schwebt ihm das eine optische Wortbild vor, dem zu lieb er eben das zu stande bringt, was in jener Mischung von Härte und Klanglosigkeit, von Strenge und Schwäche nichts gemein hat mit dem natur- und geschichtsnotwendigen Werden der Sprache, und stillos heifsen müfste, trüg es nicht mit unheimlicher Konsequenz Seine entgeisteten Züge. Wie grob klingt 'Vossens Luise'! Wir deklinieren auch, aber fein geräuschlos: Voss' Luise. Gewifs, Eigennamen setzen der Flexion oft unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen; am wenigsten aber doch unsre deutschen und die deutsch gewordenen. Bei den ganz fremden wird man sich mit dem flektierten Artikel oder der blofsen Präposition helfen müssen, oder, wenn es sein mufs, mit der blofsen Voranstellung der unflektierten Form: aus Tantalus Geschlecht; denen thut es aber auch nicht so weh. Schwerer scheint ein andrer Einwand zu wiegen: Den Dichter der Luise kennt man allenfalls auch in der Form Vossens wieder. Aber spricht man uns von Holzens Karline, wer weifs denn nun gleich, ob der Mann Holz oder Holze oder Holzen heifst? Antwort: jeder, dem man im weiteren Verlauf der Rede den Namen einmal als Nominativ zu hören giebt. Auf solche Dinge achtet eben der aufmerksame Stilist; darum also brauchts der papiernen Genetive nicht.

Nur in einem Falle kann sich der sonst so steife Herr gar nicht genug thun im Flektieren. 'Die Darstellung war eine vorzügliche, die Begeisterung eine schwer zu schildernde, das Fest erschien allen als ein höchst gelungenes, die Einstimmigkeit dieses Urteils

macht jede Kritik zu einer entbehrlichen'. Wie kommt er nur mit einem male zu diesem Übereifer? Aus sich selber kann er es nicht haben; und rings im Land hört er doch nur: der Stein ist schwer, und: Arbeit macht das Leben süfs. Man vermutet lateinischen oder französischen Einflufs; und ein Handbuch der praktischen Pädagogik scheint dies zu bestätigen. Da wird (Seite 353) dem Lateinlehrer empfohlen, zur Einübung von *rota est rotunda* erst im Deutschen bilden zu lassen: das Rad ist ein rundes. Aber das geht ja noch hinaus über den modischen Gebrauch. Es heifst wohl: dies Rad ist ein breites, hohes, oder: die Gestalt des Rades ist eine runde; niemals aber: das Rad ist ein rundes. Die Erklärung liegt also nicht auf grammatischem, sondern auf logischem Gebiet: es ist wieder eine von den grofsen Feinheiten unsres scharfsinnigen Freundes. Einigen Sinn hat dieser Scharfsinn in Sätzen wie: das Regiment dort ist ein preufsisches, das heifst: eins von den preufsischen Regimentern, während 'dies Regiment ist preufsisch' wohl auch heifsen könnte: nach Gesinnung, Haltung, Ausbildung preufsisch; oder: das Buch, das ich gestern erhielt, war ein gebundenes, und ich hatte doch um eins von den ungebundenen gebeten; oder: die attische Vase hier ist eine schwarzfigurige. Sinn also, wo es sich um feste Einteilungen handelt und das Adjektiv mit dem unbetonten Zahlwort 'ein' weiter nichts besagen will, als die Zugehörigkeit des Subjekts zu der und der Klasse. Es entspricht nun ganz der Einteilungssucht des grofsen Logikers, auch gegen den Geist unsrer Sprache und weit über das Bedürfnis des Lebens und der Wissenschaft hinaus, allmählich aus allen Adjek-

tiven Einteilungsprincipien zu gewinnen. Die Leistungen der Schauspieler werden eingeteilt in vorzügliche, gute, befriedigende, mittelmäfsige, unbefriedigende, wie Schülerarbeiten; die freundlichen Kundgebungen der Zuschauer in mäfsige, lebhafte, begeisterte, nichtendenwollende, und so weiter; und gewifs ist der papierne Grammatiker hochbeglückt, sich hierfür mit einem Scheine Rechtens auf fremde, logischere Sprachen, wie er meint, berufen zu können. Wenn nun die Gouvernante im französischen Unterricht dem praktischen Lateinlehrer getreulich sekundiert und auch gutem Französisch zu Liebe schlechtes Deutsch bilden läfst, dann erscheinen wohl der gelehrigen deutschen Jugend Sätze, wie: der Wahn ist kurz, die Reu ist lang, allmählich als dichterische Freiheiten, denen gegenüber die ehrbare Prosa hübsch den Wahn einen kurzen, die Reue eine lange zu nennen habe.

Lateinische und französische Stilübungen können den Geist des jungen Deutschen schmeidigen, beim Übersetzen aus der fremden Sprache kann er des Reichtums und der Feinheit seiner Muttersprache recht von Herzen inne und mächtig werden, ja nur der Vergleich mit der fremden Art kann ihm die eigne zum Bewufstsein bringen, dafs er seines ererbten Wesens nun doppelt froh unterscheide, was deutsch, was noch nicht deutsch und was undeutsch ist. Doch das ist schwerlich die Meinung unsres grofsen Sprachmeisters. Der ist ja von Herzen vaterlandslos. Wo er dennoch den Patrioten herauskehrt, führt er sicherlich etwas arges im Schilde.

Der Papierne gehört auch zu den Sprachreinigern. Seltsam: entsprang denn jene Bewegung nicht dem

gesunden Widerwillen gegen das Kauderwelsch grade des Papiernen? Im geistreichen Salon und in der Herberge ward ja auch gewelscht, aber mit jener eigenen Mischung von Gespreiztheit und Stumpfheit, von Steifheit und Schlottrigkeit, mit jenen naturlosen Satz- und Wortgebilden doch nur von ihm, in seinen Reglemeñts und Feuilletoñs. In der Herberge zumal wufste man mit den fremden Wörtern doch gut deutsch umzugehen; man betonte deutsch: Káffee und Músik, Tábak und Zígarn, Unneform und Fágebund. So machtens unsre Väter bei allen Lehnwörtern (Bécher von *bicárium, bicchière;* Pílger von *peregrínus, pellegríno*), so in ihrer Art Engländer und Franzosen noch heute. Im Deutschen fand der Papierne diese Behauptung eignen Wesens *ordinair(e);* er schrieb, betonte, näselte mitten in deutscher Rede nach Kräften französisch, oft auch bei Wörtern, die gar nicht französischer Herkunft waren. Und nun Sprachreiniger und Verdeutscher? Dem Wörtermann unterscheiden die Sprachen sich lediglich durch die Vokabeln; Wortbildung und vollends Ausdruck und Satzbau sind ihm so ziemlich international. Eine Zeit lang trug er sich sogar mit dem Gedanken einer Weltsprache: da sollten auch die Vokabelunterschiede verschwinden, was er sich um so leichter vorstellte, als für ihn die Vokabeln einander genau entsprachen, sich deckten, wie sein Lieblingsausdruck lautet. Doch war der Zeitpunkt schlecht gewählt. Überall begannen die Völker grade sich auf ihr Volkstum zu besinnen, und am ernsthaftesten die Deutschen. Eine grofse Litteratur hatte ihnen eine neue Weltstellung gegeben; andre Thaten waren gefolgt, dabei das ganze Volk sich fühlen und behaupten lernte, wie nie zuvor. Eine blühende, be-

triebsame Sprachwissenschaft gab auch dem ungelehrten die Mittel in die Hand, sich bequem über die Herkunft der deutschen Wörter zu unterrichten und über die Berechtigung der fremden mitzureden. Dort standen nun die alten Freunde des Papiernen, die Sprachmenger, hier das streitbare Volk der Sprachreiniger, in der Mitte die lebendigen Menschen, die fortwährend mit der überlieferten Sprache ringen, weil sie etwas zu sagen haben, was bisher noch niemand ihnen ganz zu dank gesagt hat. Auf die alten Freunde war nicht mehr zu rechnen: der Einflufs ihres kenntnis- und seelenlosen *esprit* und ihre Zahl schwand sichtlich dahin. Wenn aber, die noch etwas mehr wissen, als sie gelernt haben, sich herbeiliefsen, ihm Rechenschaft zu geben, was alles sie mit den dunklen Lauten meinen, durch die sie einander so schnell verstehn, sie konnten ja kein Ende finden: er aber lachte, ein gellendes Lachen, und wandte sich der dritten Gruppe, den Sprachreinigern, zu. Da fand er neben den Sprachmeistern aller Art, den altklugen Kindern, die für ihren Verstand zuviel gelernt haben, die wackersten und mächtigsten seiner alten Freunde wieder, die Bürokraten, die jetzt mit Dampf arbeiteten an der Fertigstellung einer 'neuzeitlichen, volksverständlichen Amtsschriftsprache'. Als er nun merkte, wie lustig es war, überall, namentlich bei grofsen Schriftstellern, die Fremdwörter aufzuspiefsen, und dafs es von neuem an ein Wörtermachen ging, da wufst er, wo sein Weizen blühte, und ward ein Verdeutscher. Aus lauter deutschen Wörtern und Silben liefs sich, das begriff er wohl, ein eben so herrliches Tintendeutsch zusammenbrauen, als vordem aus dem Sprachen-

mischmasch. Denn so vermessen er auch der Sprache Hohn bietet, die ja nicht im Tintenfafs, noch im Setzerkasten, sondern in Lebensgluten ihre Worte prägt und umprägt, ihnen den und jenen Kurs verleiht, den und jenen Klang giebt und nimmt: schliefslich wagt er an der eignen und der Leser Kraft verzweifelnd sich über die kümmerlichsten Umschreibungen nicht hinaus, die aus einem fest gefügten, wie eine stählerne Klinge treffsicher zu führenden Ausdruck ein ungefüges Aktenbündel machen.

Unser Freund kann eben nichts als flicken und leimen. Neue Wörter zu bilden, neue Wurzeln, neue Stämme, wird niemand von ihm verlangen. Denn das hiefse: Lebendiges zeugen. Wie sollt er das? Alte Wörter in neuen Bedeutungen zu gebrauchen, das würde die Übersichtlichkeit seines Wörterbuches stören; er müfste denn wieder durch graphische Mittel differenzieren. Nun gar Benennungen zu wählen, die nur eine Seite der Sache bezeichneten, das wär eine Zumutung an seine Phantasie, die sein gewissenhafter Sinn mit Entrüstung zurückweisen würde. Ach! wüfst er, wie es die Sprache macht, er würd es aufgeben, sich mit ihr zu befassen.

Papier ist geduldig; aber es ist die Geduld des grausamen, der seines Opfers sicher zu sein glaubt. In der Formen- und Wortbildung besteht er auf seinem Schein. Und während die Sprache sich vor ihm im Schmerze windet, hat er für sie nichts als ein verbindliches Lächeln. Aber das mufs man ihm lassen, höflich ist er.

Er sieht es nicht gerne, wenn Ich am Anfange des Satzes steht, oder gar eines Schriftstücks. So

verlangt er in Briefen den Hochgeehrten und Hochverehrten Herrn Adressaten zuerst, und ergebenst, ja ganz ergebenst sich zuletzt zu nennen; unbequem genug, da wir nun den Namen des Absenders erraten müssen, wenn wir nicht umblättern, oder dieser nicht klüglich sich uns auf dem Umschlag oder am Kopf des Briefes ankündigt. So ist er es auch nicht zufrieden, dafs man seinen Vorgesetzten gehorche, er verlangt, dafs seinen Vorgesetzten man gehorche. Es macht sich ehrerbietiger: 'So heifse Ew. Kaiserliche und Königliche Majestät ich ehrerbietigst willkommen', ist aber doch nur ein Byzantinismus, erklügelt auf Grund des papiernen Aussehens. Die ehrliche Rede denkt nicht daran, eine solche Rangordnung in der Wortfolge auszuprägen. 'So heifs ich Euch, erhabne Kaiserin, willkommen'! das dürfte dem treusten Herzen genügen. Auch der Verkehr zwischen einfachen Bürgersleuten ist bei uns nicht frei von Byzantinismus. Ich denke nicht blofs an die schriftliche Anrede eines Menschenkindes mit 'Euer Hochwohlgeboren' für einfaches 'du': der Deutsche mufs Brüderschaft mit einem getrunken haben, eh er ihn mit der Anrede auch nur ansieht. Der Engländer, der Franzose grüfst 'Wie geht es Euch?' Spanier und Italiener fragen: 'Sie' (das ist 'Eure Herrlichkeit') 'ist hier wohl fremd'? Der Deutsche versteigt sich zu einem 'Sie sind wohl fremd'? oder schlägt gar noch den Purzelbaum 'Gnädige Frau sind hier wohl fremd'? Die Karikatur dieser Höflichkeitsfratze: 'Des Herrn Hauptmanns Fuchs sind gesattelt'.

Das Ihr der Anrede hat einen schönen Sinn. Es ist, als vermöchte man den angeredeten nicht ohne seine Sippe, nicht ohne seines gleichen zu denken.

Man läfst ihn die Ehre seines Standes, seines Geschlechts, seines Hauses geniefsen. Es verbindet also mit dem freundlich geselligen der Anrede in der That Ehrerbietung. Ich möcht es die patriarchalische Form der Anrede nennen. Das sie des Italieners, wie das ältere er und sie und das neuere Sie des Deutschen behandelt den angeredeten, als verkehrte man mit ihm nicht mündlich, sondern legte in weiter Ferne, aufser Hörweite, und deshalb im Selbstgespräch oder einem dritten gegenüber oder schriftlich dar, was man von ihm denkt oder begehrt. Das genügt aber der Demut hier, dem Hochmut dort noch immer nicht. Als persönlich hinweisendes, gleichsam fingerzeigendes Pronomen hat auch das pluralische Sie noch immer etwas gemein zudringliches. Wehe dem Dragoner, der den Offizier 'Sie' anredete! Wären wir noch bei der romanischen Weise geblieben, 'Eure Gnade weifs . . .', 'Eure Majestät ist . . .'. Das wäre wahrlich bescheiden vornehme Zurückhaltung, und dabei noch immer menschliche Rede. Aber nein: 'Herr Doktor wurden da katechisiert; Hoff es soll Ihnen wohl bekommen'. Man kennt den höhnenden Sprecher. Und wir wissen nun, wes Geistes Kind diese ungeberdige Höflichkeit ist.

Ob wohl einmal ein deutscher Fürst so grofs denken wird zu sagen: Ich will von meinen Unterthanen frei angesehen werden, denn auch mich verlangts, meinem Volk ins Auge, ins Herz zu sehn. Drum lafst uns einen Vertrag schliefsen: ihr nennt mich fortan immer 'Ihr' nicht blofs im Genetiv, 'Euer' Majestät! — und ich euch wieder, und wem ich besonders gewogen bin, den nenn ich 'du'. Vielleicht haltet ihr euch selber dann auch menschlicher, und

sprecht nicht immer nur von einander, wie in zischelnder Afterrede: 'Sie', sondern treu, wie Deutschen ziemt, und offen, zu einander: 'Ihr' und 'du'.

Wie oft begegnet es uns mitten in harmlosem Gespräch, dafs bei Wendungen wie: man kann ihnen nicht mehr trauen, uns die Miene des angeredeten zu der Erläuterung zwingt: 'ihnen' klein geschrieben! Eine seltsame Sprache, die, so deutlich man auch spreche, doch noch dem ärgsten Mifsverständnis ausgesetzt ist, bis man sie aufschreibt!

Alle menschliche Rede, nicht am wenigsten die Sprache der Dichter, lebt in Pleonasmen. Der reichen Natur ist Verschwendung süfs. Doch weifs ein edles Kraftgefühl auch die Mittel zu sparen. Der Papierne geizt wohl mit Buchstaben, aber nicht mit Worten. Er bittet die hohe Behörde, hochgeneigtest gestatten zu wollen, ein ganz ergebenstes Gesuch gehorsamst einreichen zu dürfen. Ja, wär es plötzlich überströmendes Gefühl! aber öde Gewohnheit, klippschulmäfsige Vorschrift ist es, was ihn zwingt, Tag für Tag sich so überschwänglich — ausdrücken zu müssen; und so hält er es schliefslich für unmöglich, ohne diese Schnörkel ein gebildetes Deutsch — schreiben zu können.

Statt des Schriftstellers regiert in Deutschland der Schreiber, dessen Thron der Schraubstuhl ist. Ihm sind in der Jugend bei dem pflichtmäfsigen Besuch einiger Lateinklassen die Anwandlungen natürlichen Sprachgefühls auf immer vergangen; desto sicherer ist er dann in den Besitz der papiernen Formeln gelangt. Seinem schwarztriefenden Zepter beugt sich jung und alt, Referendar und Excellenz. So einfach: und, würd

er freilich nicht sagen, aber: nicht nur jung, sondern auch alt, sowohl jung als auch alt, die jungen sowie auch die alten. Und wo die Sprache wuchtig einen klug und gut nennt, mufs er französisch tänzeln: ebenso klug als gut, am liebsten jedoch, nach einer willkürlich strengen Regel: ebenso klug wie gut. Ach, er überwelscht den Welschen noch mit seinem süfslichen: ebenso klug wie geschickt, ebenso pünktlich wie pflichttreu, ebenso lieblich wie anmutig. Es hat Sinn, das nebeneinander zweier Gegensätze zu betonen, zweier Eigenschaften, die, nach vielfältiger Erfahrung, sich fast auszuschliefsen scheinen, wie Klugheit und Güte, und es liegt Witz darin, zwei so unmefsbare Dinge hinzustellen als in gleichem Mafse, in gleicher Stärke mit einander verbunden. Aber Sinn und Witz hören auf, wo es sich um Synonyma handelt.

Wenn der Papierne einmal zur Verbindung zweier Hauptsätze das Wörtlein und gebraucht, so hilft er gern der Gemeinheit dieser einfältigsten (und tiefsinnigsten!) aller Partikeln durch eine besondre Feinheit der Wortstellung auf.

'Die Gesellschaft versammelt sich dann und dann, und bitten wir die verehrlichen Mitglieder . .'. Wer wird denn hier von einem groben Fehler sprechen? Nicht nach jedem 'und' ist diese Stellung erlaubt, nicht in Sätzen, wie 'ich bin dem Weinen nahe, und du lachst'. Noch einmal also, es ist eine grofse Feinheit, aber — des papiernen Stils; das mufs uns genügen. Ob sie in ihren Ursprüngen mit der devoten Nachstellung des Pronomens der redenden Person zusammenhängen mag? nur eine eigne Untersuchung kann das entscheiden. Mit der alten Freiheit der In-

version am Anfang, wie 'Sah ein Knab ein Röslein stehn' hat sie gewifs nichts zu schaffen. Denn solche willkürlichen Abweichungen von der regelrechten Wortstellung werden von der Satzpolizei des Papiernen nicht geduldet. Er hafst die Lässigkeit — oder soll er es Kühnheit nennen? —, womit die mündliche Sprache sich wohl erlaubt, in Nebensätzen das Verbum vorwegzunehmen (wie wir es diesen Augenblick gethan haben).

Bei lebendigen Menschen gilt eben manches, was ihm durchaus nicht 'als gültig sich erweist'. In dieser Wendung trifft er zufällig mit gewissen Unarten der Stegreifrede zusammen. Wer frei spricht und etwa schildern will, wie ungeschickt ein Grobschmied, der des Nähens nicht gewohnt ist, beim Einfädeln — sich benimmt, der hat zu spät auf das Verbum — sich besonnen. Er schwankte vielleicht zwischen 'aussehn' 'verfahren' 'sich anstellen' 'sich benehmen'. Indem er sich nun für eins der Reflexiva entschied, gab er durch die jetzt notgedrungene Wortstellung dem ziemlich unwichtigen Verbum ein Gewicht, das er durch die Verlegenheitspause natürlich nur verstärkte. In fliefsender Rede würde man sagen: wie ungeschickt der Grobschmied sich, oder: wie ungeschickt sich der Grobschmied beim Einfädeln benimmt. Eigenen Gesetzen wiederum folgt die Poësie, wenn sie sich an einen idealen Tonfall bindet. Der scharfe Späher aber, den kein Tonfall kümmert, weifs nur, dafs in seinen Vokabularien das 'sich' der Reflexiva immer dicht neben dem Verbum steht. Drum 'beim Einfädeln sich benimmt', 'als gültig sich erweist'. Und dafs er so nicht etwa hie und da, aus Gleichgiltigkeit oder aus

besonderer Rücksicht, sondern in thörichtem Wissens- und Tugendstolz grundsätzlich und immer so schreibt, diese kahle Monotonie ist, hier wie überall, das schlimmste, das tödliche an ihm.

Nun gar aus der Konstruktion zu fallen oder, wenn man einmal nahe daran war, durch eine leichte Rückwärtsbewegung sein Straucheln einzugestehen, das scheint ihm unter allen Umständen Schwäche oder Cynismus. Er marschiert seine langen, graden Strafsen, bergauf, bergab, ausdauernd und getrost. Lungen sind in der papiernen Atmosphäre nicht von nöten. Und wo wir uns an schwarz auf weifs halten können, da lachen wir der Schranken menschlichen Gedächtnisses. Wenn nur die Augen ihre Schuldigkeit thun und fleifsig hin- und wiederblicken, so werden sie schliefslich die durchmessne Bahn in lückenloser Deutlichkeit überschauen.

Übrigens ist gegen den Vorwurf der Undeutlichkeit der Papierne besonders gut geschützt, wenn man nur nicht grade Anschaulichkeit verlangt. Seine schöne, aller Zweideutigkeit abholde Orthographie, seine stolz aufrechte Haltung gegenüber den bäurischen Biegungen der Volkssprache, seine erschöpfende Gründlichkeit in Bezeichnung der Dinge und Personen, von denen er schreibt, seine Korrektheit im Satzbau: kurz, er sorgt dafür, dafs auch der minder begabte, auch wer nicht schon ein halbes Wort versteht, ihm folgen kann.

Und das hat ja auch seine Berechtigung. Wenn ich rede, so weifs ich, wen ich vor mir habe; mein Buch kommt in wer weifs welche Hände. Und der Redner versieht durch Tonfall, Pausen, Miene, Gesten den lebendigen Text zugleich mit einem lebendigen

Kommentar, den auch die ausgesuchtesten graphischen Mittel nie voll ersetzen werden, geschweige denn voll und ganz, wie man jetzt überall verlangt. Ja, der Hörer ist von vornherein williger und aufmerksamer. Selten kommt jemand oder harrt aus, um nur mit halbem Ohr zu hören. Mit halbem Auge lesen, das will mancher. Und wer für ein grofs Publikum schreibt, mufs auch an solche denken, die nicht Zeit zum Lesen haben, sondern nur zum Blättern und Nachschlagen.

Dabei sind klärlich auch Überschriften von grofsem Nutzen. Einmal hört ich einen Recitator seine schwungvollen Vorträge beginnen mit den Worten: 'Des Sängers Fluch. Von Uhland'. Also mit einer Überschrift. Das ist, als wollt ein Kanzelredner anheben: 'Predigt über das Evangelium vom Feigenbaum'. Führe übrigens nach solcher Überschrift ein Prediger fort: 'Obiges Evangelium finden wir aufgezeichnet . . .', so würd er nicht nur das zeitliche nacheinander der Rede in ein papiernes untereinander verwandeln, was schon ziemlich alt ist, er würde, allerneusten Stils, durch Bezugnahme[1] auf die Überschrift diese vollends zu einem integrierenden Teile der Rede machen. Das hat Sinn nur, wo der Hauptwitz in die Überschrift verlegt wird, wie wenn man einen Aufsatz überschreibt 'Auch ein Dunkelmann' und dann eine Abhandlung folgen läfst über den Maulwurf. Es giebt ja auch Gemälde, deren Hauptreiz in einem gewissen Gegensatze zwischen Darstellung und Benennung liegt. Die echten Kunstwerke erhalten ihre Benennung nur zum Zweck der Katalogisierung und aus Rücksicht auf ein Publikum, für das sie eigentlich nicht bestimmt sind. Dafs zur schnellen Klassifizierung der Menschen ein Titel, der

doch auch nur eine Art Überschrift ist, unendlich viel beiträgt, wird niemand leugnen. Genug, Unzweideutigkeit und Übersichtlichkeit, das ist offenbar die starke Seite des Papiernen.

Das Streben nach Deutlichkeit rief auch die Wörter letzterer und ersterer ins Dasein. Die grammatische Bildung ist noch nicht das schlimmste daran: die als solche nicht mehr empfundnen Superlative wurden noch einmal gesteigert. Ähnliches wiederholt sich oft im Leben der Sprache. Und der Komparativ wies, deutlicher als der Superlativ, auf eine Zweiheit hin, lateinischen Musters vermutlich, doch auch im Deutschen nicht unwillkommen: Maria Stuart ist von den beiden Königinnen 'die jüngere an Jahren', Don Manuel gilt der Mutter als 'der bessre Sohn'. Liegt also in bestimmter Anordnung eine Zweiheit vor, so wird es nicht leicht eine bequemere Rückbeziehung geben als durch 'der erstere — der letztere', wenngleich ich in unbefangen mündlicher Rede diesen blassen Gesellen noch nicht begegnet bin, und ich habe seit vielen Jahren drauf geachtet. Doch es sei! Deutlichkeit ist ein gut Ding, und Bequemlichkeit, das heifst: das Princip des geringsten Kraftaufwandes sogar ein Schönheitsprincip ersten Ranges. Wie steht es aber mit folgendem Beispiel? 'Es kam der Herbst und mit ihm die Entlassung der Reservisten. Zu den letzteren gehörte Gottlieb Bänsch'. Hier reicht das Streben nach deutlicher Unterscheidung nicht mehr aus, um den Gebrauch des numerierenden Superlativo-Komparativs zu erklären. Denn niemand wird daran denken, die Reservisten als letztere und die Entlassung als erstere einander zu koordinieren. Oder 'Gottlieb

Bänsch legte seine beiden grofsen Hände um des Kindes Gesicht, so dafs letzteres ganz darin verschwand'. Oder 'Das Eis war auf dem Strome schon gebrochen, und die Fluten des letzteren kamen ihren tobenden Gang daher'. All diese Fälle haben das gemein, dafs nur von dem Worte letzterer Gebrauch gemacht wird, und dafs dies sich immer auf das zunächst stehende Substantiv des voraufgehenden Satzes bezieht, ganz unbekümmert, ob eine Zweiteilung oder überhaupt eine Aufzählung vorausgeht. Wenn wir vorhin es noch für möglich erklärten, dafs man auch in der mündlichen Sprache sich wohl einmal der bequemen Numerierung der Begriffe durch 'der erstere', 'der letztere' bediente: darüber kann nur eine Meinung sein, der eben geschilderte Gebrauch von 'letzterer' gehört ausschliefslich der stummen Sprache des Papiernen an.

Auf papiernen Pfaden sehen wir auch das gute Wort derselbe wandeln. Muster:

Im Anfang schuf Gott
Himmel und Erde.
Letztere war wüst und leer,
Und es war finster auf derselben.

Hier wird das innerste Wesen unsres Freundes klar: wenn es ihm auch einmal gelang, eines Dichters schwache Stunde zu erspähn und mit ihm einen Händedruck zu tauschen, wenn er auch mit Vorliebe grade Dichter kommentiert, ihren Wortschatz excerpiert, ihre Bilder, ihre Tropen und Figuren registriert, im Grunde seines Herzens ist und bleibt er prosaisch. Wie die Sprache selber von Bildern und Übertragungen durchsetzt ist, ja dafs sie eigentlich aus lauter Bildern besteht, dafs sein geliebtes Papier diesen seinen Namen

sogar einer Komplikation mehrfacher Übertragungen verdankt, das weifs er nicht; und während er bei den Dichtern nur den Abweichungen vom natürlich rein papieren gedachten Prosastil, wie seltsamen Abnormitäten, nachspürt, ahnt er nicht, dafs der Stallknecht und die Viehmagd in einem Jahre mehr Tropen und Redefiguren anwenden, als er in sämtlichen Litteraturen der Welt je auffinden wird. Mit Bewufstsein oder mit der Sicherheit und Anmut des natürlichen Instinktes selber ein Bild zu wählen oder festzuhalten, übelklingende oder falschen Nachdruck gebende Wiederholungen etwa durch eine Umschreibung zu umgehn, das liegt ganz und gar nicht in seiner Art. Aber warum vermeidet der gestrenge so überaus ängstlich Wiederholungen des selben Worts? Weil solche Wiederholungen seinem scharf und weit blickenden Aug oft peinlich sind, wo sie unser Ohr erquicken, falls sie es überhaupt treffen.

Wem verdanken wir das schöne Wort derjenige? Man kennt den wirkungsvollen Spottvers:

> Und die Kaiserin Eugenie
> Ist besonders noch diejenige,
> Die ins Feuer bläst hinein.

Und in den zahmen Xenien heifst es wohl einmal:

> Diejenigen sollens lesen,
> Die mich nicht mehr hören können.

Aber in der übrigen Poesie? Und in der unbefangen mündlichen Rede? Wie kommt es nun noch in unsre Prosa, da doch sein Vetter derselbige längst nicht mehr unter den Lebenden weilt? Sehr einfach: Der Papierne vermag sich nicht zu dem Vertrauen aufzuschwingen, seine Leser würden das Wörtlein der betonen, wo es der Sinn verlangt. Oft fürchtet er auch wohl den

Anblick 'der, der'. Dem liefse sich jedoch durch die Schrift leicht abhelfen: 'der, der' oder 'dér, der' oder 'Der, der'. Als wir noch hörten, was wir lasen und schrieben, liefsen wir uns den Zusammenstofs eines betonten und eines unbetonten der gern gefallen. Aber wir waren auch durchaus nicht auf 'der, der' angewiesen. 'Wer Ohren hat zu hören, der höre — Segnet, die euch fluchen — Nur wer die Sehnsucht kennt, weifs, was ich leide — Ach! der mich liebt und kennt, ist in der Weite'. Man sieht, es liefs und läfst sich oft genug auf die einfachste Art vermeiden — durch Auslassung des Demonstrativums, würde der Papierne sagen, wie er ja auch überzeugt ist, dafs in Schillers 'Besser ists, Ihr fallt in Gottes Hand, als in der Menschen (Hand)' mit dichterischer Freiheit 'diejenige' vor 'der Menschen' ausgefallen ist: *celle des hommes,* während der blofse Genetiv ohne Pronomen dem Latein eigentümlich sein soll. Aber die einfache Ersparung des Substantivs in solchen Fällen ist zweifellos echtes Deutsch, nicht blofs hohen Tons: *dô was nû ûfgesoumet* (auf Saumtiere geladen) *sîn edel pirsgewant unde der gesellen,* oder: Ein warmer Anwalt ist Graf Shrewsbury für meine Feindin und des Reichs! Auch der Kuhhirt wagt es: Meyers Kälber sind gröfser als Müllers. Lieber freilich sagt er: Müllern seine, es klingt aber doch immer noch deutscher als: diejenigen Müllers.

'Derjenige, welcher' vollends, für einfaches 'wer' oder 'der', bringt über die Lippen wohl nur Derjenige, welcher im Erläuterungstil des Elementargrammatikers zu reden liebt, oder — und damit kommen wir wieder an eine Stelle, wo auch die mündliche Rede sterblich ist — wer in freiem Vortrage Zeit gewinnen will, sich auf das folgende zu besinnen. Vielleicht empfiehlt es

sich, statt dessen äh! zu sagen oder sich zu räuspern; das käme doch nicht in den stenographischen Bericht, und der Papierne könnte sich nicht drauf berufen.

Wenn das Indefinitum welcher (irgend welcher) sich zum Fragewort und dann auch zum stark betonten indefiniten Relativum (*swelher*, so irgend einer, jeder der) hinaufgearbeitet hat, so ist das wahrlich kein Unglück. Und sehn wir es von diesen Höhen wiederum zu einem schwächer betonten Allerweltsrelativum herabsinken, so ist das nicht ohne Analogie. Den Stammesgenossen wo und wie und wann (wenn) ist es nicht anders ergangen; und Wendungen wie: das Werk was (Justus Möser), das Land was (Herder), das Büchlein was (Goethe), das Vorurteil was (Friedr. Schlegel), das Leben was (Schleiermacher) werden vielleicht auf die Dauer nicht zu unterdrücken sein, weil sie im Volke wurzeln; Fritz Reuter sagt ganz gewöhnlich: dat Gefäuhl wat, dat Band wat, en Kind wat. Aber: das Band welches, ein Kind welches, gestattet sich keine Mundart und ist überall der frischen Rede fremd. Dafs also in unsrer Prosa grade dies Pronomen, dessen Umfang und Schwere zu seiner Bedeutung in keinem Verhältnis mehr steht, sich so breit machen darf, ist doch beklagenswert. Wäre der Gebrauch noch jung, so könnte man ihn für eine Mode halten, die heute für vornehm gilt — wie grofse Schnabelschuhe, die den Gang schleppend machen — und morgen schon vorüber ist. Aber er ist alt, ist, wenn auch unter mancherlei Schwankungen, über vierhundert Jahr alt geworden; inzwischen haben wir uns der nützlichen kleinen Relativabzeichen (Dem Ochsen, der da drischet), der schlanken relativen Adverbia so (Bittet für die, so euch

beleidigen und verfolgen), da (In der Nacht, da er verraten ward), dannen, daher, darin, daraus . . . . fast ganz entwöhnt, der Relativsätze aber keineswegs: so müssen wir dem häfslichen Aufdringling wohl gar noch dankbar sein, dafs er uns hin und wieder eine Abwechslung gestattet, besonders Zusammenstöfse mit demonstrativischem 'der, die, das' vermeiden hilft! Aber wenn man all die Fälle ausnimmt, wo der üble Klang des unbetonten 'welcher' unter zweien Übeln als das kleinste gelten mag, so findet sich doch seit langem nur hie und da ein Schriftsteller, der nicht immerfort ohne jede Not dem Relativum welcher den Vorzug gäbe. Hier mufs eine Kraft wirksam sein, die eine augenfällige Scheidung des relativen und des demonstrativen Pronomens anstrebt, dafs man von weitem schon und aufser dem Zusammenhang wisse, woran man ist. Darum soll, mit Ausnahme etwa der genügend unterschiednen Genetive dessen und deren, hinfort welcher eigentliches und alleinberechtigtes Relativum, das leicht hinschreitende der dagegen (Der Gott, der Eisen wachsen liefs —) nur eben noch geduldet sein. Der selbe Geist blöder Vorsicht ist es auch gewesen, der uns die schönen Pronominaladverbien verleidete. Kommen wir an einen Graben, so springen wir nicht mehr hinüber, sondern über denselben, und sehn wir einen Stuhl, so setzen wir uns nicht drauf, sondern auf denselben. So ist uns auch das Haus, darin wir wohnen, fremd geworden. Dem Substantiv, so werden wir belehrt, gebührt ein adjektivisches Pronomen. Altmodische Leute sprechen von der Zeit, als oder wo oder da sie jung waren. Aber was sollte wohl aus Grammatik und Logik werden, dürfte man

so Substantiv und Adjektiv und Raum und Zeit durcheinander werfen? Drum: die Zeit, in welcher wir jung waren. Der junge Wandrer Goethe singt von dem Brunnen, 'draus du trinkest, liebes, junges Weib'; der alternde Priester von einem holden Born, 'in welchem ich bade'. Prometheus will Menschen formen, 'ein Geschlecht, das mir gleich sei'; die achzigjährige Excellenz denkt etwas anders über die lebendigen Schätze, 'aus welchen sich das All geschmückt'. Und wenn wiederum der Wandrer, vom Geist heiliger Vergangenheit ergriffen, ausruft: Welchen der umschwebt, wird in Götterselbstgefühl jedes Tags geniefsen! oder der römisch-deutsche Elegiker: Welchen Amor empfiehlt, köstlich bewirtet ist er! so ist das gutes, altes, doch nun ziemlich abgestorbnes Deutsch. Dies 'welcher', an der Spitze der Periode und im Sinne von 'wenn einer', könnte so auch im Freidank stehn; aus Luthers Bibel klingt es noch zu uns herüber: Welche auf ihn sehn, werden erleuchtet Ps. 34, 6, Welchem ich gnädig bin, dem bin ich gnädig Rö. 9, 15. Aber bei jenem Mann der Venezianischen Epigramme, 'welcher die Wunder gethan', oder der feurigen Qual, 'welche die Seelen durchfegt', oder dem Mädchen dem eilenden, 'welche verstohlen freundlich mir streifte den Arm', dient es, wie so häufig auch bei Vofs, lediglich zur Füllung des antiken Versschemas.

Eingedrungen ist die Erniederung des alten betonten welcher zum fast unbetonten (= der), ohne Übergang soviel ich sehe, mit den Übersetzungen aus dem Lateinischen, den ungeniefsbaren Translatzen, wie sie gegen Ende des 15. Jahrhunderts den Einzug der klassischen Studien in Deutschland begleiteten. Die

starke Zurückdrängung aber des deutschen Relativums der ist erst möglich geworden im Jahrhundert der lateinischen Grammatik von Ellendt und Seyffert. Der gestrenge Sprachmeister macht es sich und den gedankenlosen unter seinen Schülern bequem, um es der Sprache, der nach herzhaftem Ausdruck ringenden lebendigen Sprache desto unbequemer zu machen.

Wie der Papierne überall mit der lateinischen Sprache, wenn auch oft nur seines Tirociniums liebäugelt, so schwärmt er auch für gewisse lateinische Perioden. Da malt er eine Linie, die etwa bei einer Konjunktion mit sanfter Senkung beginnt, dann mählich steigt, hier und da, bei Einschaltungen, absetzt und vorübergehend sich wieder senkt, doch nur um mit erneuter Kraft weiter zu steigen, bis zum Gipfel: von nun an in schnellerem Tempo, in grofsem Bogen, in breiten Parallelen, feurigen Antithesen (manchmal auch frostigen), über weite Infinitivsubstruktionen hinweg, zu dem vielleicht noch mehrfach ausgefransten oder in den wallenden Schleier eines *videtur* oder *videretur* gehüllten Hauptverbum, dem eigentlichen Ziel der Reise, hineilt. Findet jemand eine Ähnlichkeit zwischen dieser deutschen und der beschriebenen lateinischen Periode, so beruht das vielleicht nur auf einer optischen Täuschung. Das Kolon neben dem 'Gipfel' mag als sinnige Bezeichnung der Pafshöhe erscheinen, wo das Hinaufklimmen, die Spannung ein Ende hat, und nun im Nachsatz die Hauptsache gesagt wird. In Wahrheit besteht die vernommene Periode aus einem Hauptsatz und einem Relativsatz, und dieser wiederum aus fünf bis sechs einander koordinierten Prädikaten.

Unser Satzbau, das Wort ist irreleitend, da es bei der Sprache ja nicht ein architektonisches neben-, sondern nur ein musikalisches nacheinander giebt, genug, unser Satzbau ist immer schlichter geworden, je mehr wir gelernt haben, deutsch zu reden. Grundmotiv ist die Behauptung mit der nachträglichen Ergänzung. Oft folgt in langer Reihe unverbunden und scheinbar ungegliedert sogar Hauptsatz auf Hauptsatz, gesprochen aber und für den frischen Sinn, der immer im ganzen lebt und auch im stillen Lesen hört, gliedert sich die Reihe: ein Satz tritt heraus, ein zweiter lehnt sich an, dann wiederum tritt einer gegenüber, und so fort, alle einander stützend und tragend. Wenn wir uns nur erst recht ernsthaft, und ohne schwächlich nach fremden, namentlich alten Mustern zu schielen, auf deutsche Art und Kunst besinnen, so werden wir vielleicht eines Reichtums an Satzmelodieen gewahr, der uns noch ungeahnte Stilschönheiten unsrer Sprache enthüllt. Vielleicht gelingt es uns dereinst, den Papiernen mit seinen eignen Waffen zu schlagen. Es bedarf dazu noch eines verbesserten Phonographen, der uns Lautstand, Höhe, Stärke, Dauer der Sprachtöne auf mechanischem Wege sichtbar mache; dann werden, denk ich, dem, der immer nur seinen Augen traut, die Augen übergehn. Bis dahin wollen wir uns nicht irre machen lassen. Grade die Sparsamkeit unsrer Sprache im Gebrauch satzverbindender Partikeln, besonders ihre Abneigung gegen konjunktionale Unterordnung ist ein Zeichen ihres inneren Reichtums. Zusammenhang und Satzstellung, Modus und Wortstellung lassen über Art und Bezug, lassen über die Melodie der Sätze keinen Zweifel; wenn nur die Anschauung überall lebendig ist

und erhalten wird, so finden die Gedanken wohl ihren Weg, auch ohne Wegweiser.

Aber das ist freilich gar nichts für unsern Freund. Sobald es sich um einen Schlufs aus dem Zusammenhang handelt, wird er ängstlich, und Reichtum der Sprache liegt ihm in der Menge nur der Wörter und Wörtchen, nicht der Formen und Konstruktionen. 'Ich wollte, du kämest mit mir — Ich sehe, du bist wohlauf — Du meinst, du seist krank — Kein Zweifel, du bist ein Grillenfänger — Du bittest mich, morgen wiederzukommen — Kann sein, ich verreise bald — Der Arzt riet dir, dich zu zerstreuen — Ich bitte dich, thu es — Du hoffst, noch heute eine Arbeit abzuschliefsen — Am besten scheints, ich lasse dich allein.' Wenn er solche Sätze in einer fremden Sprache trifft, so nennt er sie Dafs-Sätze, weil er unter allen Umständen 'dafs' vorzieht. 'Dafs du falsch geantwortet hast, zeigt mir, dafs du unaufmerksam gewesen bist.' An solchen Sätzen lernt der junge Lateinbeflissene vielleicht noch nicht, wie viel schöner dies im Lateinischen klingt, und schwerlich nimmt er daraus fürs Leben die Fähigkeit und die Gewohnheit mit, Thatsachen von blofsen Meinungen zu unterscheiden, sicherlich aber lernt er dabei die deutsche Sprache mifsachten und mifshandeln. Wo ausschliefslich oder überwiegend mit den Begriffen Falsch und Richtig gearbeitet wird, haben Wahrheit, Schönheit, Leben und Kunst einen schweren Stand. Namentlich in stilistischen Dingen kommt ja alles darauf an, welchen Gebrauch ich von dem an sich zulässigen mache. Der Quartaner hört, bei den Verben des Fürchtens sage der Lateiner 'dafs nicht' für deutsches 'dafs', und 'dafs' für deutsches 'dafs nicht', und

wird nicht irr an dem Verstande des gefürchteten Lehrers, noch des ehrwürdigen Lateins, vielleicht aber seiner Muttersprache. Denn statt 'ich fürchte, ich mache einen Fehler', oder 'ich fürchte, ich könnte einen Fehler machen', oder 'ich fürchte, dafs ich nur keinen Fehler mache', oder 'ich fürchte, Fehler zu machen', setzt er nun furchtsam und verdrossen sein papiernes 'ich fürchte, dafs ich einen Fehler mache'. Statt der singenden goldnen Spindel, damit die Göttin Löwenjagden in den Teppich wirkte, hört man das eintönige Gerassel eines mechanischen Webstuhls.

Was der Papierne wohl sagte, wenn er das Volk singen hörte:

Es ist ein Schnitter, heifst der Tod.

Oder: Was zog er aus seiner Taschen?
Ein Messer, war scharf und spitz.

Oder: Ei warum sollt ich lügen?
Stünd mir gar übel an!

Oder: Ich weifs ein Mädlein trauern,
Hat ihren Buhlen verlorn.

Er würde vielleicht ein Auge zudrücken und wieder von Auslassung des Pronomens reden, als hätt es jemals vorher auf dem Papier gestanden und wär etwann ausgerieben worden oder verblichen. Wie in der vorhin, unter 'derjenige', besprochnen Schillerstelle, so wär auch hier allenfalls von Auslassung eines Nomens (Schnitter, Messer, Lügen, Mädlein) zu reden, das wegbleiben konnte, eben weil es noch da war, im Gedächtnis, im Ohr des Hörers noch nicht verklungen war. Aber dafs in der Sprache ein angeschlagner Ton nachklingen könne, ist ja von seinem Standpunkt schierer Unsinn. Er mufs die Riegel und Klammern alle sehn, sonst fürchtet er den Einsturz des ganzen Baues.

In Kreisen, über die Freund Papyrus keine Macht hat, wo die Keuschheit der grammatischen Bildungen noch durch keine papiernen Reflexionen getrübt ist, wagt man indes noch ganz andre Dinge:

Der seinen bulen meiden mufs,
Der leidt all solchen schmerzen,
Ich trag in meinem herzen. (Uhland, Volksl. nr. 40.)

Oder: Und näm ich nun ain ander weib,
Ich hab in meinen sinnen:
So můſt ich in der helle glut
Auch ewiklich verprinnen. (U. 297.)

Enger können doch zwei Sätze nicht zusammengeschmiedet, fester nicht zusammengeschweifst sein, als wenn, wie hier, ein gemeinsames Glied ('solchen Schmerz' und 'ein ander Weib'), ohne das doch beide keinen Sinn geben, nur einmal genannt ist. In echtes Papieren übersetzt oder zersetzt, würd es heifsen 'allen solchen Schmerz, wie derjenige ist, welchen ich in meinem Herzen trage', und 'ein anderes Weib, als diejenige, welche ich in meinem Sinn habe'. Nicht der thörichte Wunsch, unsrer Sprache eine Naivetät aufzudringen, die ihr nun einmal nicht mehr zu Gesichte steht, es ist blofse Finderfreude, wenn ich noch einige recht von Herzen unpapierne Wendungen herschreibe. Aus einem Zwiegespräch; auf die teilnehmende Frage des Geliebten — (Ich sehs an deinen Äugelein, du trägst ein Herzeleid) antwortet das Mädchen:

Das Herzeleid, ich tragen mufs,
Das trag ich nur um dich. (Weimar 1881.)

Und aus einem andern, vielleicht alten Liede (Es hatt ein Baur ein Kalb erzogen . . . Und als sie nun gegessen hatten, Gingen sie in den Kälberstall, Das Kälblein zu beschauen):

Den ersten Griff, der Metzger that,
Den that er nach der Frauen.
(Weimar 1877 und 1880.)

Man sieht, Relativsätze ohne Relativum, wie sie unsern britischen und skandinavischen Vettern noch geläufiger sind.

Doch was uns entzücken mag im Schleier des Volkslieds, das doch am schönsten klingt, wenn seine Töne sich nicht an der kerzenhellen Decke des Konzertsaals brechen, sondern unter freiem Himmel an den Wipfeln abendlich umdämmerter Linden: mitten im ausgewachsnen Deutsch unsres Jahrhunderts würd es wirken wie eines Kindes Stammeln.

Das also kann nimmermehr unser Wille sein, aus Furcht vorm papiernen Stil die Grenzlinien aller übrigen Stilarten zu verwischen: unsre hartarbeitende Prosa vollends duldet nichts verschwommenes, sie braucht deutliche und kräftige Gliederung. Doch über das Mafs der Deutlichkeit und des Nachdrucks wird anders urteilen der frische Mensch, der auch beim Lesen und Schreiben lebendig zusammenhängende Rede wie einen Strom an seinem Ohr vorüberrauschen hört, und anders wiederum, wer immer nur einzelne Wörter sieht. Der phantasielose, innerlich prosaïsche wird auch keine gute Prosa schreiben. Ohne einen Rest ewiger Jugend im Herzen wird auch das prosaïschte Geschäft nie ganz gelingen. Mit dem wichtigen Unterschied aber zwischen Poësie und Prosa, zwischen leidenschaftlicher und nüchterner, traumhaft dämmernder und tagesheller, anschaulicher und registrierender Rede haben all jene Zerläuterungen des Papiernen von den graphischen und phonetischen Haarspaltereien bis zu den Dafs-Sätzen nichts zu

schaffen: sie verhalten sich zu menschlicher Sprache, wie zu den weichen oder (papieren: respektive; neuzeitlich: beziehungsweise, beziehentlich, bzw., bz.) harten Linien einer fertigen Zeichnung des Künstlers oder des Technikers die Hilfslinien und Übungsstriche der ersten Studienblätter. Er ist eben kein Freund des Lebens und des sprachlichen Wagemuts, sondern vor allem einer erklügelten grammatischen Vollständigkeit und Ordnung, der grammatisch-logischen Plastik, wie er es nennt. Was hilft es ihm? Vollständig erscheint er einer Leserintelligenz, wie er sie stets im Auge hat, doch nie, während er den denkenden Leser unnütz aufhält und ermüdet; seine herrliche Ordnung aber wirft ihm aus frischer Brust ein Wörtlein übern Haufen; und seine Plastik, aus bekritzeltem Papier, aus Draht und Kleister, ein papierner Wauwau ist es, Kinder damit zu schrecken.

Ein eigentümliches Widerspiel der Verehrung des geschriebenen Worts bildet die Lautverehrung der Bayreuther. Wenn sie Wörter, wie 'schaffen' und 'schauen' auf der Zunge zergehen lassen: schauen —, schaffen —! oder wenn sie sich in Anklänge vertiefen, wie 'Welt und Werk, Wehen, Wahn, Weh und Wonne, Wille, Welle, Wild und Wald', so geht ihren entzückten Sinnen eine geheime, so zu sagen überirdische Verwandtschaft auf, wobei der sinnig sinnliche Anklang wichtiger ist als die etwa sprachgeschichtlich erweisbare, wirkliche Zusammengehörigkeit und, was schlimmer ist, die postulierte, auf Grund halb oder ganz unrichtiger Etymologieen ersonnene Bedeutung wichtiger, als die geschichtliche, unter wer weiſs welchen Einflüssen gewordene. Man möchte den absoluten

Wert der Laute und der Sprache bestimmen, während Laut und Worte doch gerade nur das wert sind, was sie uns bedeuten, was wir, Sprecher und Hörer allzumal, dabei empfinden und denken. Ein besonderes Glück ist es, wenn eines Meisters reiche Hand durch feinfühlige Wahl diese Bedeutung auch sinnfällig zu machen weifs, und wenn ihm die ererbte Sprache dabei zu statten kommt und der Hörer Empfänglichkeit dafür nach Möglichkeit gesteigert ist. Aber das alles hat doch seine Grenzen, nicht blofs in den besonderen Kulturverhältnissen einer Zeit, auch in der Natur der Sache. Wenn im Anfange des Tristan der junge Schiffer singt:

Wehe! wehe du Wind!
Weh! ach wehe, mein Kind!

so könnte man den Sprung vom Wehen auf das Weh naiv nennen, ginge nicht, um allen Zweifel an der Absichtlichkeit zu bannen, unmittelbar vorher:

Sinds deiner Seufzer Wehen,
Die mir die Segel blähen?

Ja, die Wehen, die doch einer kreifsenden Mutter besser anstünden, als der seufzenden Maid, wären wohl kaum gewählt worden, hätte nicht das folgende Wortspiel schon vorgeschwebt, und hätt es nicht durch den mystischen, einem unverdorbenen Geschmack schwer zugänglichen Doppelsinn dieser segelblähenden Wehen tiefbedeutsam sollen eingeleitet werden. Mystik ist, denk ich, ein sehr milder Ausdruck für diese ungesunde Sprachauffassung. Der Reflexlaut des körperlichen Schmerzes hat allewege nichts zu thun mit der Nachahmung des Windhauchs durch die labiale Spirans mit folgendem langem Vokal, so geistreich man auch Bezüge zwischen der Naturgeschichte des Seufzers und

der atmosphärischen Bewegungen suchen und finden mag. Der Anklang ist also nur zufällig und der angebliche Tiefsinn der Zusammenstellung beruht auf keinem anderen psychologischen Vorgang, als alle Wortspiele. Das unbewachte oder überreizte Gehör gleitet mechanisch von einem Klang auf den anderen, rein akustisch verwandten, nun besinnt es sich und ist froh, wenn sich der Zwischenfall zu einem Witze, sei es einem tändelnden oder grimmigen, einem sinnvollen oder läppischen, nutzen läfst. Nur der Aberglaube sieht auch hier im Zufall göttliche Fügung, und als wär es Göttertrank, schwelgt er im abgeschmackten.

So wandeln beide, der Sprachmystiker und der Papierne, in einer künstlichen Welt. Der eine ganz Auge, der andere ganz Ohr, der eine stets in Amtshaltung, der andere stets weihevoll, dort absolute Prosa, hier absolute Poësie, blutlos, wesenlos beide. Der Papierne ahnt nichts von dem Reichtum und dem Tiefsinn des wirklichen Lebens und glaubt es logisch erschöpfen zu können; der Mystiker, im chronischen Überschwang des Gefühls, flüchtet sich in eine uferlose Musik.

Eine Erneuerung deutschen Geistes und somit deutscher Sprache wird uns keiner bringen, weder der Papierne mit seinem fahlen, kalten Licht, noch der Mystiker mit seinem trüben, schwülen Dunkel. Fratzen mögen sie zeugen, aber keine Formen. Leidenschaftliche Versenkung in die Musik unsrer Sprache, ja wenn es so gemeint wäre, davon wäre wohl unserm zeitunglesenden Volk etwas zu gönnen, dafs es sich herzlicher noch seiner grofsen Meister freute und selber, im alltäglichen Verkehr, wie in grofsen Stunden, tiefer noch in den ungenutzt verkümmernden Vorrat an

heimischen Sprachmitteln griffe. Aber träumendes Verweilen hilft uns ebensowenig als vorwitzige Behendigkeit, die in Wahrheit beide müſsig sind, beide nur an der Schale der Sprache haften: der Kern, von dem sie nichts oder doch nichts rechtes wissen, das ist der jedem frischeren Sinn vertraute Geist, so mit und bei den Worten ist.

Aber am wenigsten weiſs doch von alledem der Papierne. Ein krankes Gehör ist immer noch Gehör; doch was kann von Tönen und Lauten das Auge wissen? Drum giebt es ja nichts kümmerlicheres, als wenn der Papierne den Phonetiker spielt und nichts verpfuschteres, als des Papiernen sprachgemäſse Schrift und schriftgemäſse Sprache.

Indessen, wenn die phonetische Wissenschaft das Ihre thut und es nicht unterläſst, der Welt zu zeigen, wie unphonetisch alle landesüblichen Orthographien sind und sein werden, so ist der Schade nicht groſs. Die dämonische Papierscheere trifft nur das Kleid der Sprache, nicht ihr Fleisch. Schlimmer ist es, wenn unter der steifpapiernen Kleidung die Glieder unsrer Sprache in dem selben Maſs an Schmeidigkeit verlieren, wie die Glieder unsres Leibes unter der steifleinenen. Doch wenn eine alternde Sprache an Fülle und Biegsamkeit der Formen, an Frische und sinnlicher Kraft Einbuſse erleidet, so ist das natürlich und läſst sich am Ende verschmerzen, denn sie gewinnt dafür anderes, nicht minder wertvolles. Ehe sie aber verknöchert und stumpfsinnig wird, ehe die Muse der Sprache ihr hehres Angesicht endgiltig in papierne Falten legt, muſs noch etwas ganz anderes geschehn, als daſs einzelne Schriftsteller in ihrer Not zum Papierheiligen

beten und der eigentliche Papierklerus, die Buchstäbler und der Wörterpapst sich zu Sprachmeistern aufwerfen.

Ein zur Herrschaft gelangter Purismus, sei es der chauvinistische des Wortschatzes oder der scholastische der Grammatik, das wäre der Totengräber der Sprache. Aber, Gottlob, unsre Sprache denkt noch nicht ans Sterben. Sie ist, so zu sagen, in ihren besten Jahren, wie unser Volk auch. Wer fühlt es nicht? Je rühriger ein Volk, in Höhen und Tiefen, bei der Arbeit ist, desto mehr spottet seine Sprache als ganzes aller gelehrten und halbgelehrten Versuche, unmittelbar in ihren nach eignen Gesetzen sich regelnden Entwicklungsgang einzugreifen.

Auch dieses Versuches, den papiernen Stil zu kennzeichnen und damit in seine Schranken zu weisen, würde die Sprache spotten, wenn ich mich auf eine andre Autorität beriefe, als auf sie selber, die wirkliche, das heifst: die mündliche Sprache des warmen, thätigen Lebens. Aber wenn nun auch diese mündliche Sprache schon papieren geworden wäre? Wendet euch, nach Luthers und Goethes Vorgang, an die unlitterarischen Leute, die Sänger von 'O Strafsburg', und, trotz der höheren Töchterschule, wendet euch an die Frauen. Mit der Mutter, der Schwester, der Geliebten, der Tischnachbarin spricht man nicht so leicht in papiernem Deutsch. Damit stell ich den weiblichen Stil noch nicht als Vorbild hin, und den Plauderton noch nicht als die vornehmste Höhenlage menschlicher Sprache. Doch Bücherstaub und Frauen werden hoffentlich einander immer feind bleiben. Darum darf ich auch die Frauen gegen den Papiernen zu Hilfe rufen. Was man zu ihnen niemals sagt und aus ihrem Munde

niemals hört, und was sich weder von ihnen noch zu ihnen gesprochen denken läfst, das ist sicher papieren.

Und wenn man denn durchaus einmal so schreiben oder gar sprechen mufs, dann soll man wenigstens wissen, was man thut.

II

DERSELBE

Daniel Sanders hat ein Stilmusterbuch, so nennt er es, zusammengestellt. In den Erläuterungen, die er jedem Stilmuster, namentlich aus der klassischen Zeit unserer Litteratur beigiebt, findet er häufig Gelegenheit anzumerken, wie man richtiger, sprachüblicher zu schreiben habe. Einige male fühlt er sich versucht, unsern Klassikern für 'er' das üblichere 'derselbe' hineinzukorrigieren. Er gesteht jedoch zu, dafs in gehobener Rede die Formen von 'er, sie, es' vorgezogen würden. Wüfsten wir nur, was Sanders unter gehobener und nicht gehobener Rede versteht! Wie stolz mufs das erste beste Barfüfsle werden, wenn es hört, dafs seine schlichte Sprache durch so einfache Mittel, wie 'er und der und sein' statt des üblicheren 'derselbe, desselben' der gehobenen Rede näher kommt, als die gewöhnliche Rede, sagen wir: Schreibweise, der wohlbeschuhten.

Aber der merkwürdige Gebrauch des Wortes ist da. Und nicht erst seit gestern. Seit wann wohl? Und woher stammt er? Wie ward aus vollsaftigem Kernholz lappiges Papier?

Eine lohnende Aufgabe, die Lebens- und Leidensgeschichte des wackeren Wortes, lohnend, aber auch schwierig. Das unterscheidet ja die philologische Sprachbetrachtung von der papiernen, dafs sie die Geschichte eines Wortes durch die Jahrhunderte verfolgt

und in der Geschichte auch des einzelnen Worts den Einflufs des gesamten geistigen Lebens spürt. Die Geschichte eines Wortes ist also nicht zu trennen von der Geschichte der Kultur, und in unserem Falle, da wir es mit einem Lieblingswort unserer heutigen Prosa zu thun haben, namentlich von der Geschichte des deutschen Prosastils. Und man weifs, dafs diese noch fast unbebautes Feld ist. So kann die Biographie des Worts derselbe heute nur den Charakter eines Versuchs ansprechen. Es können nur flüchtige Umrisse sein, durchweg wo nicht der Korrektur, so doch der Ausfüllung, der Schattierung und Färbung bedürftig. Doch ob dies mehr ist, als eine Redeblume, werden die Kenner aus dem folgenden ersehen.

Im Gotischen steht neben *thata silbo* (*αὐτὸ τοῦτο*, gerade das) dem Sinne nach verwandt zwar, aber doch deutlich geschieden *thata samo* (*τὸ αὐτό*, das gleiche), das im Sächsischen und Hochdeutschen bald zu einem Adverb zusammenschrumpfte und bei uns nur in Ableitungen ('samt', 'sammeln', 'bieg-sam' und dergleichen), im Englischen jedoch wiederum, infolge einer Auffrischung von Osten her, als Adjektiv *the same* erhalten ist. Die Funktionen des absterbenden *sama* wurden nun in den meisten deutschen Dialekten vom Stamme *selb* übernommen, so zwar, dafs lange Zeit beide Bedeutungen nebeneinander hergingen, bis schliefslich, im mündlichen Gebrauch wenigstens, die schwache Form mit dem Artikel, 'der selbe' ganz in den Dienst der Identitätsbedeutung trat, und für die nachdrücklich ausschliefsende Bedeutung nur die unveränderlichen Formen 'selber' und 'selbst' übrig blieben.

Nun soll jedoch schon im Alt- und Mittelhoch-

deutschen *der selbe* in einer, wie mans wohl genannt hat, abgeschwächten Bedeutung stehn.

Und in der That, wenn wir die althochdeutsche Evangelienharmonie aufschlagen, und dort neben nachdrücklichen Wendungen, wie 'in thero selbun zîti', wo auch Luther 'an dem selbigen Tage' hat (für *hac ipsa die*, eben an jenem Tage), ein ander mal scheinbar ohne allen Nachdruck 'in then selbon', 'fon themo selben' gesetzt finden, wo Luther nur 'darinnen' und 'davon' sagt (Ev. Joh. 5,39. 6,50), so mufs wohl aller Zweifel schwinden: das abgeschwächte 'derselbe' ist so alt, wie die deutsche Prosa. Und ein fürchterlicher Verdacht steigt auf: Die althochdeutsche Prosa hat sich an Übersetzungen gebildet; in dem Latein, das dabei zu Grunde lag, ward *ipse* ganz gewöhnlich für unbetontes *ille*, *is*, also für deutsches 'er' gebraucht. Also? 'derselbe' für 'er' ist überhaupt nicht deutsch, sondern lateinisch, spätes, schlechtes Latein!

Indes, so einfach ist die Sache nicht. Hören wir die Dichter, die doch dem Sprachgeist näher stehn, als andre Menschen.

Otfrid: (Jesus findet im Tempel Krämer und Wechsler)

zistiaz er thie skrannon then selben koufmannon.

Nibelungen: (Volker sprach)

dô sprach offenlîchen der selbe spilman.

Hartmann: (Der kranke Iwein trifft im Wald einen Mann)

der selbe sach im daz wol an,
daz er niht rehtes sinnes was.

Volkslied von 1491:

sie tet das brieflin lesen,
dieselbig junkfraw zart. —

Hans Sachs:

sie hetten ein getreuen knecht,
derselb war Lorenzo genant,
war geboren aus deutschem lant;
derselbig trib in *) iren handel.
er was schön, jung, gerad an wandel;
demselben war sein herz verwunt . . .

Oder: (wer ins Schlauraffenlant will, mufs sich durch einen Berg von Hirsebrei essen)

der ist wol dreier Meilen dick;
alsdann ist er im augenblick
in demselbing schlauraffenlant,
da aller reichtum ist bekant.

Steht dies betonte 'derselbig' dem Nürnberger Meister nicht vortrefflich zu Gesichte?

In der Sprache der neueren Dichtung, ich denk hier nur an gebundne Rede, ist das Pronomen viel seltner geworden.

Bei Lessing: (Nathan spricht, zum Klosterbruder)

Sagt was? Und nehmt zur Bufse siebenfach
Den Wert desselben von mir an.

Ganz ohne Sinn, ganz tonlos ist es hier noch nicht. Mag es sich nun mehr der Identitätsbedeutung nähern: die siebenfache Multiplikation der selben Einheit; oder mag die Urbedeutung des Worts noch durchklingen: siebenfach den Wert eben dessen, den vollen Wert dessen, was Ihr mir gabt.

Von Goethe mögen hier drei Stellen erwogen werden. Dorothea spricht:

Mit aller Treue verwend ich
Eure Gaben; der dürftige soll sich derselben erfreuen.

Aus Goethes letzten Jahren:

Wasser holen geht die reine
Schöne Frau des hohen Brahmen . . .
Aber wo ist Krug und Eimer?
Sie bedarf derselben nicht.

*) ihnen.

Der dürftige soll eben jene Gaben Hermanns unverkürzt erhalten. Und die Brahmin? womit andre Frauen Wasser schöpfen, alles dessen bedarf sie nicht.

Endlich die Verse des Knaben Lenkers:

> Plutus, des Reichtums Gott genannt,
> Derselbe kommt im Prunk daher.

Hier verträgt nicht nur, hier verlangt das Wort stärkste Betonung.

Rückerts Brahmane:

> Wenn du Vorrechte hast, so sei derselben wert.

Oder:

> Der Wandrer im Gebirg verlor die rechten Steige,
> Und blickt umsonst umher, wer ihm dieselben zeige.

Oder:

> Sich selbst in Ehren und sich selber reich zu halten,
> Ist Mannes Würd und Kraft, derselben sollst du walten.

Immer ist, wie man sieht, das Pronomen noch betont, und man hat gewifs nicht das Gefühl, als wirke hier das unbetonte spätlateinische *ipse* nach.

Bedenklicher könnte man werden bei Gottfried Keller:

> Röschen bifs den Apfel an,
> Und zu ihrem Schrecken
> Brach und blieb ein Perlenzahn
> In demselben stecken.

Oder bei Heine: (vom Dresdener Liedgewölbe)

> Ist nun mit Herrn und Fraun besetzt dasselbe . . .
> Ha! herrlich! weg Kritik, du fade, gelbe!

Oder bei Mystifizinski-Vischer:

> — rasseln die Schlüssel.
> Doch der gewaltigste
> Unter denselbigen
> Öffnet aufs baldigste
> Zu dem gewölbigen
> Keller die Thür.

Oder bei Wilhelm Busch:

Demutsvoll und treu und innig
Spricht er: Doris, schau, da bin ich.
Aber heftig stöfst dieselbe
Bubb! ihn auf sein Leibgewölbe.

Doch diesen vieren ist nicht immer zu trauen. Vielleicht wollten sie durch hohle Wuchtigkeit komisch wirken. Aus anderm Tone jedenfalls geht in Uhlands Rechberger:

Am Tag, da selbiges Jahr sich schlofs,
Da kaufte der Abt ein schwarz, wild Rofs.

Und bei Heine:

Belsazar ward in selbiger Nacht
Von seinen Knechten umgebracht.

Vernehmlich klingt hindurch Luthers 'Und ward gesund zu der selbigen Stunde', das, wie wir sahen, eigentlich 'zu jener Stunde' bedeutet, für unser Ohr jedoch ungefähr soviel sagt, als Schillers '(Und verläfst sie) zur selben Stunde'. In dem ganzen dichterischen Gebrauch aber des Pronomens, von Otfrid bis Wilhelm Busch klingt es deutsch und nicht wie Kirchen- und Urkundenlatein.

Die Geschichte der deutschen Prosa wird diesen Eindruck, denk ich, verstärken. Die grofsen Prediger des 13., 14., 15. Jahrhunderts, der Regensburger, der Seuse und Geiler sind sparsam mit dem Worte, während Luther sich dem Reiz des kraft- und ausdrucksvollen Pronomens wiederum mehr hinzugeben scheint. Hier zwei Proben, der Auslegung des Vaterunsers (1519) entnommen: 'Wer tzornig, unfridsam, neidisch . . . ist, der vorunheyligeth den gotlichen namen. . . Dan der selb eret unter dem Titel des gotlichen namens des teuffels namen, dan der selb ist ein lugener . . .' Und von den Pharisäern spricht Luther

als von 'hoffertigen heyligenn unnd des teuffels merterern, dye nit seyn wye ander leuth. Die selben, gerad als weren sye nith sunder und bofs, wollen nith leyden die bofsen und ungerechten ader mit yn tzu schaffen haben, das man ye nith sage ‚O geeth der mit solchenn umb, ich heth yn vil frummer gehalten', Erkennen nith, das goth yn fuer ander darumb hat meher genad geben, das sye mit den selbenn gnaden dynen sollen und gleych wyder aufsteylen und wuchern mit der selben gnaden.'

Wenn Luther, wie hier, Hauptsätze mit 'Der selbe' beginnt, oder wenn er neben dem Pronomen des ausschliefsenden Nachdrucks das Substantiv wiederholt, ja wenn er in ganz ähnlichen Fällen sogar noch das Wort 'eben' hinzufügt, wie in der Widmung seines Sendschreibens an den christlichen Adel 'eben in der selben narn weyfse', so fühlt doch wohl jeder, dafs es Luthern mit dem Nachdruck ernst ist. Ich nenne dies den spezifisch altdeutschen Typus des Pronomens 'der selbe'.

Als der dreifsigjährige Krieg über Deutschland dahingebraust war, erhob sich der deutsche Geist, überall an Luther anknüpfend, zu neuen Aufgaben.

Indessen, Leibniz schrieb seine Hauptwerke lateinisch oder französisch. Was deutsch von ihm erhalten ist, zeigt gegen Luther einige Abweichungen. Mit Substantiven verbindet er nur die Form 'selbiger', wo er nicht 'solcher' sagt. Am Anfang der Hauptsätze findet sich 'der selbe' bei Leibniz nicht mehr. Der altdeutsche Typus ist also bei ihm sichtlich im Schwinden. In Wendungen wie 'selbiger Zeit', 'sel-

biger Cron', schimmert er noch durch. Aber das ist auch wohl alles.

Wie sehen nun die Fälle aus, in denen Leibniz 'derselbe' ohne beigesetztes Substantiv geschrieben hat? Wir wählen drei Beispiele aus der klassischen Schrift, die sich nennt 'Unvorgreiffliche Gedanken betreffend die Ausübung und Verbesserung der Teutschen Sprache'.

§ 50. Weiln die Teutsche Sprache vor vielen andern dem Ursprung sich zu nähern scheint, so sind auch die Grund-Wurtzeln in derselben desto besser zu erkennen.

§ 30. Weilen die Sach (der Erforschung und Pflege der deutschen Sprache) von einem grofsen Begriff, so scheinet selbige zu bestreiten etwas gröfsers als privat-Anstalt nöthig.

§ 25 (endlich hören wir von etwas, das) zum täglichen Umgang wackerer Leute so wohl als zur Brieff-Wechselung zwischen denselben erfordert werde.

Die Beispiele stellen in der hier gewählten Anordnung eine zunehmende Gewichtsminderung des Pronomens dar. In den beiden ersten besteht eine Art von Parallelismus. Vorder- und Nachsatz beziehen sich auf den selben Gegenstand, mit einander als Grund und Folge verbunden. Dort, bei der Sprache (50), entspricht die etymologische Durchsichtigkeit der verhältnismäfsigen Ursprünglichkeit, hier, bei der Forschung (30), der Gröfse des Zwecks die Gröfse der Mittel. Dafs ein im Vordersatz so und so charakterisierter Gegenstand, bei den hieraus im Nachsatz für ihn gezogenen Folgerungen, nachdrücklich als eben der, als der selbe bezeichnet wird, hat Sinn. Hier zeigt sich die nahe Verwandtschaft von 'derselbe' und 'solcher'. Leibniz gebraucht denn auch beide synonym, doch 'solcher', als das deutlichere vielleicht, ungleich häufiger.

Zwischen dem ersten und dem zweiten Fall besteht

ein Unterschied, insofern dort durch ein 'auch' der Nachdruck des Pronomens gesteigert, hier nur die artikellose Form 'selbiger' angewandt ist.

Und wiederum leichter wiegt das Pronomen im letzten Beispiel, wo neben 'den Umgang wackerer Leute' wohl mehr der äufseren Symmetrie als einer inneren Analogie zu Liebe sich die 'Brieff-Wechselung zwischen denselben' gesellte.

Den ersten dieser Fälle möcht ich, dem Verkünder der prästabilierten Harmonie zu Ehren, den harmonischen Typus nennen, den letzten den symmetrischen. Beide Typen haben noch ein verhältnismäfsig vornehmes Gepräge. Der erste steht dem altdeutschen nahe und läfst sich von allen bis heute gebräuchlichen mit dem geringsten Mifsbehagen betrachten. Der symmetrische vertritt nicht so sehr die innere, als eine gewisse äufsere steife Vornehmheit.

Beide jedoch büfsen ein erhebliches Teil ihres Glanzes ein, wenn man sie nicht für sich betrachtet, sondern im Zusammenhange mit dem sonstigen Geltungswert, den das Wort 'derselbe' bei Leibniz hat. Nun besteht aber das gemeinsame aller Leibnizischen Fälle, und sagen wir es gleich heraus, das unterscheidende Merkmal des gesamten neueren Gebrauchs von Leibniz abwärts darin, dafs aus dem alten markigen Wort eine *vox enclitica* geworden ist, ein Wort, das nicht mehr auf eignen Beinen stehen und gehen mag, das sich deshalb an gewichtigere Worte anlehnt. Wenn es in neuester Zeit wieder am Anfang selbständiger Sätze erscheint, wie regelmäfsig in Hofberichten, wenn heute, wo es nur irgend angeht, den Umschreibungen der Vorzug gegeben zu werden pflegt vor den derberen

Bildungen mit 'dar' und 'hin', wenn statt 'dessen', 'deren', 'sein' und 'ihr' wieder mit Vorliebe 'desselben', 'derselben' geschrieben wird, so ist das ein Atavismus, es ist die vollendete Stillosigkeit. Denn inmitten der heutigen Sprache, wo das Wort 'derselbe' lediglich entkernte Hülse, entnervter Muskel ist, heute denkt vollends niemand daran, es zu betonen, auch am Anfange des Satzes nicht.

Ich sagte, inmitten der heutigen Sprache. Ich meinte natürlich die geschriebne. Denn die rein mündliche kennt überhaupt nur den altdeutschen Typus, mit der Einschränkung, dafs das Pronomen nur gebraucht wird, um nachdrücklich auf die Identität hinzuweisen. Also: 'der selbe'. Ein Japaner, von dem noch die Rede sein wird, unterschied in seinem Vortrage 'der sélbe' und 'dérselbe', fein und lehrreich. Denn nun wird glaublich, was Schopenhauer bemerkt haben will, dafs in neuerer Zeit 'der selbe' immer mehr durch 'der gleiche' verdrängt werde, und dafs die Schreibung 'derselbe' daran Schuld sei. Natürlich: man ist gewohnt, 'derselbe' ganz ohne Betonung zu lesen. Begegnet nun eins, das den Ton verlangt, so verliest man sich leicht, und das ist ärgerlich. Darum: 'der gleiche', und das Ärgernis ist gehoben. Vom Feinde mufs man lernen. Schreiben wir also das betonte Pronomen hübsch in zwei Wörter getrennt, damit das unbetonte ihm nicht den Garaus mache, das unechte dem echten, die Mumie dem Leben.

Leibniz dachte hoch von der deutschen Sprache. Zwar in wissenschaftlichen und politischen Dingen nennt er sie noch mangelhaft, weil der Gelehrte und der Hofmann sich des Lateins oder anderer fremder

Sprachen fast allein beflissen und die Muttersprache dem gemeinen Lauf überlassen. Dennoch sei sie auch von den sogenannten Ungelehrten nach Lehre der Natur gar wohl getrieben worden. Und wenn er sie mit anderen europäischen Sprachen vergleicht, so nennt er sie die reichste und vollkommenste im Gebiet des Wirklichen, zum Ausdruck von ungegründeten Grillen leichtlich die ungeeignetste. Hierin hat sie wohl seitdem einige Fortschritte gemacht. Hätten nur Männer wie Leibniz ein wenig früher und noch ein wenig ernster sich der Sprache angenommen! wer weifs, ob die hohe so gesunken, die lebendige so erstarrt wäre.

Christian Thomas, der die erste deutsche Universitäts-Vorlesung hielt, war nicht der Mann, das versäumte nachzuholen. In seiner 'Kunst Vernünfftig und Tugendhafft zu lieben' findet sich 'derselbe' auf 37 Kleinoktavseiten 45 mal, Leibniz hat es auf den 37 (bei Guhrauer und bei Schmarsow) Grofsoktavseiten der 'unvorgreiflichen Gedanken' im ganzen 6 mal. In einzelnen Wendungen klingt zwar auch bei Thomas noch der vollere Ton des alten Pronomens nach. So wenn es im Genetiv voransteht 'auf dererselben Beschaffenheit, desselben Ende' und gewifs in 'dererselben ihrer Würckung'. Der Satz heifst vollständig 'Nun müssen wir auch ein wenig näher auf die Dinge, die aufser ihme (dem Menschen) sind, reflectiren und von dererselben ihrer Würckung in die Natur des Menschen etwas reden'. Ein Beispiel des symmetrischen Typus ist 'Was unmittelbar durch die Sinne begriffen wird oder denenselben zuwider ist'. Am Anfang eines selbständigen Satzes findet sich das Wort bei Thomas

ebensowenig als bei Leibniz. Vorherrschend ist auch bei ihm der enklitische Gebrauch. Ja in Wendungen, wie diese 'Was die vernünfftige Liebe anlangt, so ist dieselbige . . .' oder 'Den Concept betreffend, den ich durchgehends von der Liebe gemacht, so wil ich nicht praetendiren, dafs derselbe . . .', glaubt man fast, einen heutigen Aktuarius zu vernehmen. Ach, es geht auch bei uns höher hinauf! 'Den Sprachunterricht betreffend, so würden wir erraten, wie sich derselbe unserm Pädagogen gestalten mufs'. Der Pädagog ist Herder, und der dies schrieb, sein Biograph.

Solchen Greuel wird man bei des grofsen Leibniz Propheten Christian Wolf schwerlich finden. Bei ihm ist das Wort überhaupt wieder seltener. In den strenger gehaltenen Abschnitten seiner Schriften steht es meistens noch mit Nachdruck. Zwar nach einem Punkt ist es mir auch bei ihm nicht mehr begegnet, wohl aber am Anfang des Nachsatzes auf ein Relativum bezogen. 'Wer sich dessen, was er leugnet oder in Zweifel ziehet, bewuft ist, derselbige ist'. Und in Verbindung mit Substantiven 'Dafs alle dieselben Einwürfe nicht stattfinden'; 'So mufs derselbe Satz unstreitige Richtigkeit haben'; 'So ist dasselbe Ding notwendig'.

Bei den Bodmers und Gottscheds, doch auch bei Winckelmann, seine herrlichen Briefe und einige Abschnitte seiner späteren Schriften abgerechnet, findet sich fast keine Seite ohne das unbetonte, jetzt zum rein papiernen Lückenbüfser herabgesunkene Pronomen.

Ein recht anschauliches Bild von dem Unterschiede des alten 'der selbe' und des modernen, des modischen 'derselbe' — denn alles papierne ist so

unmodern gedacht als möglich — gewährt ein Vergleich des Steinhöwelschen Boccaccio (1471 ?) mit dem Soltauischen (1803). Wir wählen aus dem Decamerone die rührende Geschichte von Sigismonda und Guiscardo, des vierten Tages erste.

Steinhöwel	Soltau
die selbig sein tochter so inniglichen lieb von im gehabet was	er liebte sie so sehr
und den selben brief in eyn hol ror stiefs	dieses (Zettelchen) verbarg sie in einem hohlen Rohr
die selbig höle hatte ir liecht von oben abe	in welche ein wenig Licht von oben fiel
in die selben höle	nach dieser Höhle
unnd im die höle von obenabe alle beczeychent gabe	und hatte ihm die ungefähre Tiefe derselben angezeigt
des selben tages	am folgenden Nachmittage
des selben tages	des übrigen Tages
die selben porten	die geheime Thür
die selben edel geheyssen seien	(wer . . . besafs), ward ehemals adelig genannt
was du mit Gwischardo thüest oder hast gethan, thůst du das selbig nicht auch mit mir, mein eigne hend das thůn söllen	und wenn du mir nicht das selbige thust, was du dem G. gethan hast . . .
das hercze im auss dem leibe nämen und im brächten	und ihm das Herz desselben zu bringen
das selbig vergift wasser . . . gofs	gofs es

Nur einmal stimmen die Übersetzer im Gebrauch unseres Pronomens überein. Da, wo 'der selbige' die Identität bezeichnet. Wo sonst Steinhöwel, oder wie nun der alte Übersetzer auch geheifsen habe, sein ehrliches, breites, schweres 'der selbe', 'der selbige' hat, fehlt es bei Soltau. Und wo der Schwabe des 15. Jahrhunderts gar nicht daran denkt, läfst der Niedersachse aus dem Jahrhundert der Aufklärung den papiernen Flitter tanzen.

Das ist ja das eigentümliche des älteren Ge-

brauchs, wie ich es auch durch die Übersetzung 'eben jener' anzudeuten versuchte, dafs das alte Pronomen zwischen 'gerade der' und unserm mündlichen 'der selbe' in der Mitte steht, an Wucht beiden gleich, während das neue 'derselbe' zu einem Unwort von drei tonlosen Silben geworden ist, ein verdorrtes Blatt.

Lessing und Schiller sind dem Wort in ihrer Prosa sehr ergeben. Kants philosophischer Kanzleistil, der auch Schillern 'greulich' war (an Goethe vom 22. Sept. 1797), konnte 'dasselbe' natürlich nicht entbehren. In Herders Sprache atmet man staubfreiere Luft; doch dieses Papierschnitzels hat sie sich nicht ganz zu entledigen vermocht. Hamann und Wieland, ein seltsames Gespann, haben ihre Sprache in diesem Punkte ziemlich rein erhalten.

Nun Goethe. Der Derbheit und Überkraft des jungen Goethe mufste das krankende Wort fern liegen. Briefstellen, wie bei Hirzel III 66, 'wodurch derselbige' (der Magistrat) oder 133 'wenn dieselben' mit scherzhafter Steifheit an Lavaters Hochwürden, und zwei Sätze Werthers, das ist nahezu alles. Werther meint (245), alle Regel werde 'das wahre Gefühl von Natur und den wahren Ausdruck derselben' zerstören. Es ist der symmetrische Typus. Anders geartet ist der zweite Fall. 'Ich wartete', schreibt Werther (311), 'auf Nachricht, wann Euer Hochzeittag seyn würde, und hatte mir vorgenommen, feyerlichst an demselben Lottens Schattenrifs von der Wand zu nehmen und sie (später gemildert: ihn) unter andere Papiere zu begraben'. Es liegt vielleicht manchem näher, hier die Erwartung des Hochzeitstages und die von Werther beabsichtigte feierliche Begehung eben dieses Tages

parallel zu setzen. Ich bin geneigter, an die uns jetzt schon so vertrauten feierlichen Zeitbestimmungen zu denken. Nur, dafs ich die Wiederholung des Substantivs vermisse: 'am selben, am selbigen Tage'. Mit vernehmlicherm Anklang heifst es einmal in Wilhelm Meisters Lehrjahren 'in derselbigen Stunde'. Die Briefe an Frau von Stein reden Sprache des Herzens und des Mundes. Und wenn wir von zweien in der Schweiz Oktober und November 1779 diktierten Reiseberichten absehen, so bleiben aus der Zeit bis 1790 zwei Stellen mit 'derselbe' übrig. Die eine 'Mein Himmel ist einsamer. Du machst den ganzen Kreis desselben aus' zeigt den harmonischen Typus. Die andere erinnert an das erwähnte Lavatersche Beispiel: 'mit demselbigen', dem Würdigen Freunde (Knebel, vermutet Fielitz zu Nr. 230).

Goethe ruhte, wie keiner vor ihm und nach ihm keiner, unmittelbar auf dem tiefsten Grunde der Sprachschöpfung: hier und da hatten sich jedoch auch zwischen ihn und den festen Boden der Urwelt neuere Schichten aufgehäufter, zusammengeschwemmter Trümmer gelegt. Das Bild ist der Abhandlung vom Granit entlehnt, Goethes naturwissenschaftlicher Jungfernrede vom Jahre 1784; so zu sprechen wird erlaubt sein, obgleich die Abfassungszeit des Löperschen Manuskripts nicht feststeht. Auf einem hohen, nackten Gipfel des Harzes sitzend blickt der Dichter wundersam beruhigt auf mancherlei, was er 'durch die Abwechselungen der menschlichen Gesinnungen, durch die schnellen Bewegungen derselben in sich selbst und in anderen gelitten hat und leidet'. Der Satz trägt wiederum den symmetrischen Typus.

Die Metamorphose der Pflanzen von 1790 scheint auch eine Metamorphose des Goethischen Prosastils anzukündigen. Denn hier raschelt es schon bedenklich: 'Theile desselben' § 1, 'Rippe desselben' 20, 'Umbildung desselben' 23. Vereinzelt ein etwas vollerer Ton: 'Vorzüglich ist ihre Peripherie höchst einfach, und an derselben sind so wenig Spuren von Einschnitten zu sehen' 18. Doch es ist ein Lehrbuch, paragraphierte Rede. Da bot sich Thomasens Lieblingswort wieder an und ward nicht abgewiesen.

So mag sich auch die Häufigkeit dieses Gebrauchs im Briefwechsel mit Schiller erklären, wo doch vorwiegend wissenschaftliche Fragen erörtert wurden. Musterbeispiele: 'Vom Appetit eines Kindes zum Apfel am Baum bis zum Falle desselben' (des Apfels, 6. Januar 1798). 'Eine Darstellung des Bestehenden im Menschen mit der Entwicklung der Phänomene der Cultur aus demselben' (dem Bestehenden im Menschen, 11. März 1801). Allein Goethe scheint überhaupt im Laufe der Jahre immer mehr Geschmack an dem landesüblichen Schnörkel gefunden zu haben. Das ergiebt sich vielleicht nicht mit voller Gewifsheit aus der Thatsache, dafs Goethe in der zweiten Hälfte des Briefwechsels beinahe doppelt so häufig 'derselbe' schreibt als in der ersten, wie ich denn auch für Schiller nichts daraus schliefsen möchte, dafs bei ihm das Verhältnis grade umgekehrt ist. Wichtiger als die Zahl ist ja die Art der Fälle. Und hierfür ist der Briefwechsel mit Schiller besonders lehrreich. Ich denke nicht daran, die Briefe an Schiller und die an Charlotte als ganzes auf eine Stufe zu stellen. Aber, wenn Goethe bei der Freundin sich zu Tische bitten, sich nach dem Befinden

erkundigen, ihr Grüfse auftragen konnte ohne den-, die-, dasselbe, warum nicht auch bei Schiller? 'Heute früh erwartete ich vergebens einen Brief von Ihnen, wenn nur nicht das Ausbleiben desselben auf ein Übelbefinden deutet'. Oder 'Unsere Oper ist recht artig und die Vorstellungen derselben machen oft ein artiges Ganze'. Oder 'Grüfsen Sie uns Ihre liebe Frau und schicken Sie uns dieselbe wenigstens Montags'. Sämtliche Stellen sind aus Briefen vom Frühling 1798. Oder, bedenklicher 'Entschliefsen Sie sich ins Theater zu gehen, so erwarte ich Sie nach demselben' (5. Febr. 1800). Und 'Heute Abend werde ich Probe von Tancred halten . . . Nach derselben komme ich Sie abzuholen' (20. Febr. 1801). Wenn so das Wort sich in die Umgangssprache einnistet, was soll dann in stilisierter Rede werden?

Wilhelm Meisters Lehrjahre begannen zu erscheinen im Jahre 1794, doch hatte Goethe an diesem seinem ersten, seinem einzigen Roman seit dem Februar 1777 gearbeitet. Die ersten beiden Bücher enthalten nur Fälle des harmonischen Typus. Überall ein gewisser Parallelismus zwischen zwei eng aufeinander bezogenen Sätzen oder satzartigen Gliedern. Überall, auch in Fällen wie (I 14) 'Wer mit einem Talente zu einem Talente geboren ist, findet in demselben sein schönstes Dasein', oder (II 9) 'Bald mit einem Kinde auf dem Arm, bald desselben beraubt', überall, mein ich, verträgt noch das Pronomen eine leichte Betonung. Das Unheil beginnt aber mit dem dritten Buch (III 11). 'Sie hatten sich unter diesem Gespräch weit in den Park verloren und waren auf die Landstrafse, welche durch denselben ging, gekommen'. Hier würde doch

die Betonung des Pronomens nur eine Verzerrung des Gedankens ergeben. Im fünften Buche heifst es 'Obgleich bei der neuen Bearbeitung Hamlets manche Personen weggefallen waren, so blieb die Anzahl derselben doch immer noch grofs genug'. Auf den ersten Blick erscheint dies in milderem Lichte. Haupt- und Nebensatz im Concessiv-Verhältnis, eine häufige Erscheinungsform des harmonischen Typus. Aber, wenn man nun dahinterkommt, dafs mit 'denselben' hier die andern gemeint sind, die übrig gebliebenen, nicht weggefallenen, dafs also mit der 'Anzahl derselben' nicht auf den genannten Gegenstand Bezug genommen wird, sondern allein auf den Begriff, der freilich über Dauer oder Wechsel dessen, was er umfafst, erhaben ist?

So wird ja wohl die Schönheit des Romans auch erhaben sein über dem, was an stilistischen Einzelheiten ein anderes Jahrhundert anders wünschte? nein, was der Dichter selber in glücklichern Stunden anders sagte und schrieb. Er selber, der noch nicht metamorphierte Goethe ist es, der uns diesen Mafsstab anlegen lehrte.

Seit 1790, also seitdem er sich das papierne, das heifst das enklitische 'derselbe' angewöhnte, scheint er auch die Kollision dieser Wortfratze mit dem echten Wort 'der selbe' unangenehm zu empfinden. Wenigstens sehn wir ihn seit 1790 eine Differenzierung anstreben. In der Identitäts-Bedeutung setzt er von jetzt ab mit Vorliebe 'derselbige', auf diese Weise freilich zwiefach von der mündlichen Sprache sich entfernend, und jedesmal ohne sie zu verschönen, sollt ich meinen.

Doch die schlimmsten Fälle der papiernen Der-

selbigkeit sollen wir noch kennen lernen. Nicht in den Novellen von 1795 und 1801, nicht in den Wahlverwandtschaften, nicht in den ästhetischen Aufsätzen, nicht in dem herrlichen Stück über Winckelmann. Bis hierher erscheint 'derselbe' ganz überwiegend im harmonischen Typus; besonders streng sind die Sätze im Winckelmann gebaut. Den Gipfel der Nichtigkeit erreicht es bei Goethe erst in Dichtung und Wahrheit seit 1811. Immerhin etwas ist das Pronomen noch in Sätzen, wie (DW II 7) 'Merkwürdig ist seine Frage . . ., so wie die Beantwortung derselben guten Sinn zeigt': Harmonischer Typus. Aber eine taube Nufs, ein Nichts ist es in Sätzen, wie (I 4) 'Er billigte unsere Meinung und die Gründe derselben', oder (II 7) 'Gottscheds Kritische Dichtkunst überlieferte eine historische Kenntnis vom Rhythmus und den verschiedenen Bewegungen desselben', oder (III 12) 'Ging man . . . in die Reichsverfassung und die von derselben handelnden Schriften' . . .

Was helfen uns Goethe und seine Werke, wenn der Papierne und die Ränke desselben nicht durchschaut werden? Was hilft die Mutter mit ihrer Sprache, wenn die Gouvernante und die papiernen Regeln derselben herrschen sollen? Was ist das deutsche Reich mit all seiner Herrlichkeit, wenn die deutsche Sprache oder auch nur einige wichtige Glieder derselben erstarren sollen? Denn ich darf diesen Typus wohl den erstarrten nennen, einen steinernen Gast, willkommen vielleicht, wer weifs warum? dem berechnenden Verstande, unheimlich jedoch dem klopfenden Herzen, und widrig warmen Lippen.

Ehe wir von der Betrachtung des Goethischen

Gebrauchs scheiden, noch einige Kleinigkeiten. Ist es Zufall, dafs der Nominativ des Pronomens in sämtlichen Schriften von 1771 bis 1814 sich unter 180 Fällen, steife Briefe abgerechnet, zweimal findet (1805 und 1811), im Jahre 1814 dagegen unter den 52 Fällen des dritten Buchs von Dichtung und Wahrheit allein sechsmal? Oder ist es auch ein Zeichen dafür, dafs der alternde Goethe in ein immer freundlicheres Verhältnis zu dem in ähnlicher Lage schwebenden Pronomen trat? Nebenbei bemerkt, enklitisch bleibt es darum doch. Nie steht es, soviel ich sehe, bei Goethe am Anfang der Sätze, aufser mit Präpositionen. Doch! einen Fall find ich noch, wo der Nominativ einen volleren Ton trägt. In der Widmung seines Briefwechsels mit Schiller, an König Ludwig, schreibt Goethe von seinem Freunde 'Durch Allerhöchste Gunst wäre sein Dasein durchaus erleichtert . . ., derselbe auch wohl in ein heilsameres, besseres Klima versetzt worden'. Die Zuschrift ist datiert 'den 18. Oktober 1829'.

Und endlich: Als Goethe den Teil von Dichtung und Wahrheit vollendet hatte, der den Titel 'Italienische Reise' führt, verbrannt er eine grofse Menge der brieflichen und tagebuchartigen Urkunden, gottlob nicht alle. Die erhaltenen, im Jahre 1886 bekannt gewordenen gestatten einen Vergleich, der nicht immer zu Gunsten des alten Goethe ausfällt:

'Wenn man diese Werke nicht gegenwärtig sieht, hat man doch keinen Begriff davon'. So schrieb Goethe den 19. Septbr. 1786 von Vicenza. Daraus machte der siebenundsechzigjährige 'Wenn man diese Werke gegenwärtig sieht, erkennt man erst den grofsen Wert derselben'.

Von Assisi 1786 'Der Plaz selbst steigt ein wenig, und es kommen vier Strasen zusammen, die ein sehr gedrucktes Andreaskreuz machen'. Und 1816 'Dieser (Platz) steigt selbst ein wenig an, und es kommen auf demselben vier Strafsen zusammen' . . .

Den 27. Okt. 1786 'Terni liegt in einer köstlichen Gegend, die ich diesen Abend von einem Spaziergange um die Stadt mit Freuden beschaute'. Und 1816 'Das Städtchen liegt in einer köstlichen Gegend, die ich auf einem Rundgange um dasselbe her mit Freuden beschaute'.

Der erste, der in solchen Wendungen den Zopf erkannte; war August Wilhelm Schlegel. Mehr altfränkisch als altertümlich nannt er den häufigen Gebrauch des Fürworts 'derselbe', wo es ohne allen Nachdruck stehe und ungefähr wie das veraltete französische *icelui* herauskomme. Das war im Frühjahr 1812 in der Anzeige von Winckelmanns Werken. Gegen Ende des Jahres erschien der erste Band der Grimmschen Märchen, der zweite zu Anfang des Jahres 1815. Das waren auch Monumenta Germaniae, unscheinbarer, als die grofsen historischen, und harmloser, als die das unvergleichliche Brüderpaar uns in gelehrteren Arbeiten hinterliefs, aber für deutsches Gemüts- und Geistesleben, für Sprache und Poesie wichtig und wirksam vielleicht nicht minder, als jene alle. Weh uns, wenn wir und namentlich unsere Frauen verlernten zu unseren Kindern in der Sprache der Grimmschen Märchen zu reden! Und weh unseren Kindern! Der Naturlaut unsrer Muttersprache tönt nirgend reiner, als hier. Und das Wesen deutscher Erzählungsweise, deutschen Satzbaus, deutschen Aus-

drucks liegt nirgend so offen zu Tage, als hier. 'Was wohl Goethe zu diesen Märchen gesagt haben mag? Seine Kindheit war mit Märchen genährt worden; an Märchen lernte er erfinden; und ein Knabenmärchen, freilich mit der reifsten Kunst ausgeführt, giebt er uns als sein ältestes dichterisches Produkt'. So fragen wir mit Wilhelm Scherer (J. Grimm[2] 150). Goethe war mit seinen Lebenserinnerungen beschäftigt, als die Märchen herauskamen. Er scheint sie nicht beachtet zu haben. Für die Geschichte des deutschen Geistes aber gehören sie, mit dem jungen Goethe und mit der jungen Germanistik, zu dem Quell, daraus er sich Verjüngung getrunken hat und trinken wird.

Genug der grofsen Worte! Wie steht es bei den Märchen mit dem papiernen Gernegrofs? Hier, wo mündliche Sprache wiedertönt, wie selten in einem Buche, ist 'derselbe' ja undenkbar. Doch da stofsen wir auf einen seltsamen Schwank, von dem Mäuschen, Vögelchen und der Bratwurst. Darin steht einmal 'Derselbe andere Vogel' und dann (von der Maus) 'wollte durch das Gemüs schlingen und schlupfen, dasselbe zu schmelzen'. Schon in diesen wenigen ausgehobenen Worten ist des auffallenden genug. 'Derselbe' steht hier noch volltönig, am Anfang des Satzes und mit einem Substantiv verbunden. Dann 'schlingen' im Sinne von sich schlängeln, sich winden; dann 'schlupfen' für 'schlüpfen'; dann 'Gemüs', wie die vorangehenden Synonyma Speise und Brei anzudeuten scheinen, für 'Mus'; endlich 'schmelzen' mit Schmalz zubereiten. So bedarf es gar nicht weiterer Beispiele, um uns den Gedanken nahezulegen, dafs hier eine alte schriftliche Vorlage Wort für Wort wiedergegeben sei.

Und sieh da, in den Gesichten Philanders von Sittewald, die als Quelle angeführt werden, steht unter den übrigen Altertümlichkeiten auch beidemal 'derselbe'. Nur hat Wilhelm Grimm, er ist ja der Hauptredaktor der Sammlung, im ersten Fall die Worte 'andre Vogel' hinzugefügt, im zweiten 'dasselbe' aus 'dasselbige' gemildert. Wie denn unter anderm auch das schöne, 'des Lebens verfallen' seinem Sprachgefühl verdankt wird: Moscherosch schrieb, wenn man dem Druck (1650) trauen darf, 'defswegen sei sie ihm das Leben verfallen'. Und aus einem 'defswegen so deckte der Vogel den Tisch' machte Grimm 'derowegen so deckte . . .' Genug, dies sichtlich und mit feinstem Verständnis altertümlich gehaltene Märchen fällt für uns fort. Ebenso natürlich die im Schweizer Dialekt gegebenen, in deren einem, dem vom Vogel Greif, 'sälbesmol' für jenes Mal, damals steht. Diese Stücke gehören also zu den Ausnahmen, die nur die Regel bestätigen. Die Regel aber lautet 'Wo die Grimmschen Märchen unsre heutige Sprache wiedergeben wollen, ist ihnen 'derselbe' für 'er', 'desselben' für 'sein' und so weiter unbekannt'.

Dafs ein solches Beispiel, zumal von Kinder- und Hausmärchen gegeben, in einer Zeit, die zugleich mit den höchsten Problemen des Seins und Denkens beschäftigt ist, nicht sofort allgemeine Nachfolge finden kann, versteht sich von selbst. Dennoch läfst sich, von diesem Quell aus, eine Strömung verfolgen bis in die für Weltumsegler schiffbaren Gewässer. Die Grimms selber meiden das Wort nicht ängstlich, doch ist es bei ihnen selten, namentlich bei Jacob Grimm. Die Germanisten überhaupt halten, wie billig, ihre Sprache ziemlich rein. In unerwartetem Mafse ist der

hervorragend mündliche Stil Wilhelm Scherers durch das papierne Pronomen entstellt. Bei Herman Grimm ist das Wort überaus selten. Und wenn man heute herumfragte nach dem sprachgewaltigsten Meister der deutschen Prosa, auf wessen Namen würden sich wohl am ehesten die Stimmen vereinigen? Ich denke, auf Heinrich von Treitschke. Und nun gehe man hin und sehe zu, wie er es macht, ohne dies Unwort auszukommen; und thue desgleichen.

Aus der Reihe der unberührt gebliebenen heb ich Ranke heraus. Er ist dem unglückseligen Wort mit Haut und Haar verfallen. Und nicht blofs der neunzigjährige, auch der dreifsiger. Auch hab ich keinen wesentlichen Unterschied zwischen den mehr betrachtenden und den mehr erzählenden Abschnitten gefunden. Die Zahl der Fälle erreicht, soviel ich sehe, in keiner der früheren Schriften Rankes und, wenn ich den Zeitungsreporter abrechne, bei keinem Schriftsteller des Jahrhunderts die gleiche Höhe, wie in Rankes Weltgeschichte. Die Art aber ist überall die gleiche, es ist die des alten Goethe von 1814.

Eine besondere Betrachtung verdienen die beiden grofsen Schweizer, Gottfried Keller und Konrad Ferdinand Meyer. Beide sind in hohem Grade derselbig. Vielleicht wirkte die heimatliche Mundart ein, wo ja '(d)selb' bis auf den heutigen Tag altdeutschen Typus bewahrt hat: 'Selb ist wahr'. Allein, wenn wir von solchen Stellen ihrer Erzählungen absehen, wo unter anderem auch unser Pronomen, namentlich in den Formen 'selb', 'selbig', 'derselbige' zum Kostüm gehört (ich darf im Vorbeigehn auch an Scheffel erinnern), so gewährt hier Keller kaum ein andres Bild als etwa Spielhagen. 'Derselbe' ist unbetont, ist Lückenbüfser

für unbehagliche Genetive, ist bequemliches Differenzierungsmittel und dient auch sichtlich und absichtlich zur blofsen Verschnörkelung der Rede; daher die zahllosen Nominative und Akkusative. Indes bei Keller möcht ichs gar nicht missen. Seinem Stil steht das krause wohl an, wie die Runzeln seinem verehrten Angesicht. Er ist trotz der Gotik im Satzbau, wie im Aufbau der Erzählungen, oder grade weil er diese Gotik so eigen ausgebildet hat, ein grofser Dichter. Und Meyer? Ich hatte seinen Jenatsch, den Heiligen und die Richterin gelesen, eh ich 'genossen' hatte. Und als ich auf die Spur kam, und die Birsch begann, da hätt ich mich hoch und höchst verschworen, bei ihm das gefährliche Schwarzwild der Tintenworte nicht anzutreffen. Seine gedrungen lichtvolle Sprache, so sagt ich mir, einem fest gegründeten, fröhlich aufsteigenden Schlofsbau vergleichbar, kann, mufs alle Surrogate verschmähen. Bei ihm würde 'derselbe' sich ausnehmen, wie zwischen granitnen Pfeilern und marmornen Schwibbögen eine Pappwand mit Smyrgel bestrichen, wie mitten unter leuchtenden Wangen ein grinsender Totenkopf. Ich las noch einmal. Wie wuchs meine Zuversicht, als ich auf den ersten 171 Seiten seines gewaltigen Jürg Jenatsch die Luft rein fand; hatte doch Keller auf den ersten 171 Seiten seines grünen Heinrich bereits über 70 mal dem schlimmheiligen Letalis geopfert. Und nun stiefs mir das Wort gleich zweimal auf, in den nächsten zweihundert Seiten wieder je zweimal, und in den letzten fünfzig sogar sechsmal, darunter zweimal in eines Menschen Rede. Und wenn der Dichter hier noch sparsam umzugehen scheint mit dem einstmals so wertvollen, jetzt durch den Mifsbrauch so arg entwerteten

Pronomen: ein ander mal, in der Hochzeit des Mönchs, begegnet es auf jeder sechsten Seite. Aber eins unterscheidet ihn, auch bei diesem Worte, von allen anderen: er beschränkt sich fast auf den harmonischen und den symmetrischen Typus. Das giebt bei ihm selbst diesem entarteten Wort eine Haltung, die es seit Wilhelm Meisters Lehrjahren nicht mehr besafs, und die zuweilen nicht ohne Wirkung ist. Der Mehrzahl freilich der heutigen Leser mag die Scheidung zwischen jenem erstarrten Typus und diesen erstarrenden überscharf erscheinen. Ohne Belang ist sie jedenfalls für einen Stil, der in Fühlung bleibt mit der lebendigen Sprache. Denn diese kennt heute den harmonischen Typus so wenig als den erstarrten.

Hier bescheidet sich der Geschichtsschreiber, der lediglich Thatsachen festzustellen und zu beurteilen hat, aber nicht darf ändern und bessern wollen.

Doch zur vollen Würdigung des gesamten Thatbestandes in unserer Litteratur, zum Verständnis der Erscheinung, dafs wir in heutiger Prosa uns eine Darstellung, sei es des jüngsten Eisenbahnunglücks oder der Perikleischen Politik, der tierischen Elektrizität oder der schwersten Seelenkämpfe, kaum vorstellen können ohne das im besten Fall preziöse 'derselbe', bedarf es, wie man gewifs schon längst gefühlt hat, noch einer Frage: Welches Interesse hat der grofse Unbekannte, unter dessen geheimer Redaktion fast all unsre Bücher, namentlich Lehrbücher, und leider auch viele unsrer Dichtungen geschrieben werden, der sogar über Reden und über Kirchengebete eine grausame Censur ergehen läfst, welches Interesse hat der Papierne an unserm Pronomen?

Die Eltern setzen ihre Wanderung fort und lassen

die Kinder gewähren; so kommts, dafs diese ziemlich weit zurückbleiben. Wohinter, hinter wem zurückbleiben? fragt ingrimmig der grofse Exakte. Und wer auf ihn hört, antwortet treuherzig: hinter denselben.

Oder: Der Kardinal Richelieu findet den Bericht des Herzogs Rohan über die Märzereignisse in Chur lückenhaft und wünscht eine vollständige Darstellung von meiner Hand. Wie? irgend eine Darstellung? einen beliebigen, nur vollständigen Aufsatz? Also: Darstellung derselben.

Oder: Poggio erzählt, wie er an eine Kirche kam, wie er den Haupteingang offen fand und eintrat. Der Papierne fängt die Worte auf, und sogleich haben sie ein ganz anderes Ansehen 'und den Haupteingang derselben offen findend, betrat ich sie'. Sie klingen auch ganz anders. Aber deutsch?

Endlich: Welche Wurzeln der Weltlust oder der Weltsorge wohl das Fräulein Lucrezia noch draufsen zurückhielten? denn sie sprach von dem Kloster trotz ihres Wohlwollens nur als von ihrer einstweiligen Herberge. Das ist sehr nachlässig gesprochen! Erstens weifs man nicht, gegen wen, oder richtiger: für wen das Fräulein Lucrezia Wohlwollen hegt. Zweitens ist das Fräulein keine sie, sondern ein es. 'Denn dieses sprach von dem Kloster, trotz seines Wohlwollens für dasselbe, nur als von seiner einstweiligen Herberge'. Das erst ist klar und scharf gedacht und gesagt!

Es giebt eine Sprache, in der Ausdrücke, wie Wohlwollen, gern durch den Objektsbegriff näher bestimmt werden. Das ist die lateinische. Es stünde schlimm um unsere Bildung, wenn wir nicht Latein lernen könnten, ohne dadurch unser Deutsch zu verderben.

Moriz Haupt begann seine Festrede am Leibniz-

tage 1861 folgendermaſsen. ‘Wir feiern alljährlich das Andenken des Ahnherrn unserer Akademie, nicht um es vor Vergessenheit zu schützen: denn kaum wäre solches Schutzes ein Andenken wert, das seiner von Jahr zu Jahr bedürfte.’ Man kann dem Papiernen keinen gröſseren Kummer machen, als mit solchen Sätzen. Seiner! was ist das? *suus* oder *suae* oder *suorum, suarum* oder *sui?* wie es scheint *sui,* des Schutzes. Aber ‘seiner, *sui*’ ist reflexiv, wie doch auch das deutsche ‘sich’. Wie viel Mühe hat der Quintaner mit der Unterscheidung von *suus* und *eius.* Und wie stolz ist er, wenn er es begriffen hat. Soll davon die eigne, die *barbara lingua* nichts gewinnen? Ein Andenken, das seiner von Jahr zu Jahr bedürfte, wär also ein Andenken, das seiner selbst bedürfte! Zum mindesten ist ‘seiner’ persönliches Pronomen, und weder Schutz noch Andenken sind Personen. So tüftelt und deutelt aller Scheingrammatiker Oberster und verlangt im Namen der Deutlichkeit und Genauigkeit, der Üblichkeit und Richtigkeit ‘kaum wäre solches Schutzes ein Andenken wert, das desselben von Jahr zu Jahr bedürfte’. Aber die Stelle hat noch einen Flecken: ‘Nicht um es vor Vergessenheit zu schützen’. Das Andenken eines so groſsen Mannes ist viel zu wichtig, um ‘dasselbe’ mit einem so kahlen, unfeierlichen ‘es’ abzuthun.

Ohne Feierlichkeit, ohne Schwung ist der Papierne nie. Jeder Zoll an ihm, jede Haarlocke ist Schwung. In der Zeit, als der Zopf noch für die einzig menschenwürdige Haartracht galt, ward ‘er’ oft nicht sehr freundlich für ‘du’ gesagt. Seit dem ist das nackte ‘er, sie, es’ etwas anrüchig geworden.

Einem Philosophen wird die Ehre, in die preuſsische

Akademie gewählt zu werden. In seiner Antrittsrede gedenkt er die Frage zu streifen, wie viel der Akademie im Sinn ihres Stifters die Philosophie sein kann. Goldne Worte strömen ihm zu, vom philosophischen Glauben, der belebt und wachsen läfst, wie das Sonnenlicht. Und durch seine Wahl, meint er, habe die Akademie wohl nur dieser Überzeugung erneuten Ausdruck geben wollen. 'Entspricht sie doch dem hoffnungskräftigen Geiste Leibnizens'. Über Nacht kommt der Papierne und korrigiert ihm das Konzept. 'Dieselbe entspricht dem hoffnungskräftigen — ein Lächeln überfliegt die welken Züge des grofsen Pessimisten — 'Geiste von Leibniz' natürlich. Also mit tiefer Verbeugung 'Dieselbe entspricht'. Warum nicht 'Hochdieselbe'?

Hierher gehören heute die meisten Akkusative und Nominative von 'derselbe'. Man verlangt sie, um die Rede wohlfeil zu adeln, sie durch irgend etwas von der gemütlichen Bierkneipennatürlichkeit, wie der ungemütliche Schopenhauer sagt, zu entfernen. Hierher gehört auch die Form 'daselbst' für 'dort'. 'Nähme ich Flügel der Morgenröte und bliebe am äufsersten Meer, so würde mich doch deine Hand daselbst führen und deine Rechte mich halten'. Solche Stellen merkt sich der Böse, jedoch nicht, um sich von der sieghaften Stärke des Guten zu überzeugen, sondern um das schwungvolle 'daselbst' überall da zu schreiben, wo es die Menschen nicht sprechen.

Zu verlangen, dafs die Litteratur nichts höheres zu leisten habe, als ein Abbild der gewöhnlichen Rede mit all ihren Zufälligkeiten, aller Breite, allen Unebenheiten, Rissen, Sprüngen, mit allem Geschwätz, lieblich und häfslich durcheinander, das wäre Barbarei. Die

Veredelung aber durch Vertauschung einzelner Wörter und Wendungen herbeiführen zu wollen, ist Pfuscherei. Die mündliche Sprache, die aus dem Stegreif redet, bedarf der Zucht, wenn dauerndes soll geschaffen werden, der Zucht, die mit ihrem innersten Wesen rechnet, es nur immer reiner ausprägt, in reichem Vorrat nach dem treffenden Ausdruck sucht, hier kürzt, dort füllt, stets aber die Mittel spart, damit auch hier die Kunst der Künste gedeihe: mit wenigem viel! Die Dressur freilich kann mehr, kann Wunder thun. Sie macht die gedankenlosen beredt und lehrt die seelenlosen begeistert predigen. Ach, sie glaubt die Natur zu veredeln, indem sie sie mechanisiert — 'sie sie'? das ist doch wohl der Verbesserung fähig. Gewifs; aber wie nur? Der Papierne weifs Rat. 'Die Richterin holte die Krystalle hervor. Nachdem sie dieselben eine Weile in der Hand gehalten . . .' Es ist das übliche Mittel, die Mifsklänge, die durch Häufung von Fürwörtern entstehen, zu vermeiden. — 'Sie sie' war zu tief gegriffen, eine Umschreibung des Begriffs Natur, wie etwa 'die beseelte oder die organische zu mechanisieren', wäre zu hoch. Die echte Prosa liegt in der Mitte zwischen der Umgangs- und der Dichtersprache, und grade dieser Mitte entspricht das artige Wort 'derselbe', das sich von der Überladenheit einer poetisierenden Prosa und der Hemdärmeligkeit der gewöhnlichen Rede gleich weit entfernt hält.

Da hätten wir denn wieder einmal eine sogenannte goldene Mittelstrafse, auf der man so bequem dahinfährt — wohin nur? — in die trostlose Wüste der absoluten Prosa. Wissen wir denn, was aus der Sprache, was aus dem Denken würde, wenn man die dichterischen Elemente herausnähme, herausnehmen

könnte? Weit genug freilich haben wirs darin gebracht. Unser Denken gestaltet sich immer katalog-, immer kompendienhafter. In der Erzählung lieben wir das Perfekt und das Plusquamperfekt, Zeitformen, die das deutsche Verbum gar nicht einmal besitzt, die wir erst künstlich durch Hilfsverba herstellen müssen. So erzählen wir weniger, als wir aufzählen. Wir lassen weniger entstehen und geschehen, als wir fertiges und geschehenes constatieren, excerpieren, rubricieren. Wir lieben daher Substantiva. Täglich entstehen neue —ungen. Da ist denn die Not, die Substantive richtig aufeinander zu beziehen und gehörig zu ergänzen, grofs genug, und man ist froh, wenn sich 'derselbe' als Notnagel darbietet.

Wer daraufhin in einer gebildeten Sprache, die es ja unleugbar mit mehr Abstraktionen zu thun hat als die weniger durchgebildete, das Pronomen für schlechthin unentbehrlich erklärt, den bitt ich nur, es einmal mit den Mitteln, die ihm die mündliche Sprache, die Sprache des jungen Goethe und, mit gewissen Einschränkungen, die Sprache Jacob Grimms an die Hand giebt, zu versuchen. Er wird erfahren, wie reich an unerschöpften Hilfsquellen lebendige Sprache ist, wie auch hier neuen Aufgaben jauchzend immer neue Kräfte entgegenwachsen.

Dafs freilich zu einer Meisterschaft in der Prosa ein mittleres Mafs von Kräften ausreiche, dafs die Kunstprosa überhaupt ein mittleres sei zwischen ich weifs nicht welchen Extremen, dieser Glaube, so tröstlich er sein mag, ist nicht der meine. Ich habe für diese mittlere Prosa, die ungefähr des Herrn Daniel Sanders nicht gehobener Rede entsprechen mag, einen andern Namen.

'Kennen Sie sie?' klingt nicht besonders schön. 'Kennen Sie dieselbe?' klingt garnicht. Jenes ist schlicht, dies dünkt sich wohlgesetzt. Jenes ist läfslich, dies peinlich. Jenes ist der Umgangssprache gemäfs, auch einer Stiftsdame vornehme Züge entstellt es nicht: dies aber nimmt einen höheren Flug.

Also nicht gehoben und möchte doch gehoben scheinen; das unscheinbar grofse verachtend, im unbedeutenden schwelgend; nicht mehr unbefangen, und doch noch nicht wieder unbefangen; nicht Natur, nicht Kultur; nicht niedrig, nicht hoch; sondern, wie der Papierne überhaupt, subaltern.

Das ewig gestrige: der sinnlose Scharfsinn, der triviale Schwung, der klanglose Wohlklang, das alles kennzeichnet den grofsen Subalternen. Der sitzt und sammelt und sichtet gewordenes, als wär es nicht geworden. Vor allem Werden hat er eine abergläubische Furcht. Aus lauter Orthodoxie ungläubig; aus Konservatismus destruktiv; nicht sterbend, aber auch nicht lebend, das ist der grofse Derselbe.

Vielleicht mufs es neben der Volks- und der Litteratursprache eine subalterne geben, in Verfügungen und Protokollen, in Zeitungsberichten und Katalogen. Meinetwegen. Wenn wir nur nicht soviel der Art lesen müfsten und nun, ehe wirs uns versehen, in den papiernen Jargon verfielen. Wie manches Wort hat nicht den Weg aus der Amtsstube durch die Zeitung in die Litteratur gemacht! Die Gerichte setzen einen Termin an 'behufs Auflassung eines Grundstücks'. Der Reporter kommt auf eine frühere Nachricht zurück 'behufs Richtigstellung derselben'. Und Ernst von Wildenbruch läfst im Astronomen dem Kellner die Krüge reichen 'behufs frischer Füllung mit Pschorr-

Bräu'. Was in der Gerichtssprache stilvoll sein mag, unter dem Vermischten der Zeitung nicht sonderlich auffällt, in der Novelle nimmt sichs, und das soll es doch wohl nicht, possierlich aus.

Doch Akten- und Büchermenschen müssen sein. Warum sollen sie nicht am ende ihren eignen Stil haben? Aber herrschen sollen sie doch nicht, weder im Staat noch in der Kirche, und in der Wissenschaft so wenig, als in der Dichtung. Wer hierin mit mir einverstanden ist, der zeig es auch in seiner Sprache!

Ich hab etwas laut gesprochen. So darf ich nicht schliefsen. Ich könnte sonst in Verdacht kommen, Goethe oder Ranke oder Konrad Ferdinand Meyer für subalterne Geister zu halten, oder wenigstens für subalterne Stilisten, weil sie sich dem Einflusse des Papiernen nicht ganz entzogen. In jeder lebendigen Sprache, auch der frühsten, ist verblafstes, ist halb- und mifsverstandenes und doch durch stillschweigende Konvention geaichtes, ist vererbter und verjährter Unfug, ist süfser Schlendrian. Und diese Harmlosigkeit grade befähigt sie zum höchsten, durch sie allein ist sie schöpferisch und schmiegsam. Nun liegt hier ein Fall vor, wo die schriftliche Sprache sich ein Mittel geschaffen hat zur bequemen und deutlichen Scheidung und Bindung. Sie hat ihren Bedarf einmal dadurch gedeckt, dafs sie den eigentlichen Gehalt eines Wortes der mündlichen Sprache verflüchtigte, um so, wenn auch ohne Nachdruck, doch meist unzweideutig die Bezüge zwischen den besprochenen Dingen anzugeben. Sie hielt es nicht unter ihrer Würde, grade da, wo sie staat‿machen möchte, sich mit einer Wendung zu schmücken, die der mündlichen Sprache des gemeinen

und des ungemeinen Mannes zu schlecht ist. Wenn das ein Mifsbrauch ist, nun, auch die besten haben sichs gestattet, und man gewöhnt sich dran.

Solche Erwägungen mildern das Urteil dem einzelnen Schriftsteller gegenüber. Sicherlich zutreffend sind sie bei dem Liebling der Musen und der deutschen Mädchen, der mit der selben Gelassenheit 'sie sie' schreibt, wie er von Victorinens kleiner Figur und den Vorzügen derselben (220), von den Augen eines Kindes und dem Blick desselben (267) berichtet. Ja sogar 'welch letzterer' verschmäht er nicht. Ich will den Satz (309) nicht herschreiben; er ist gar zu sehr mifslungen. Auch kann selbst für diese müffige, löschpapierne Wendung der junge Meister sich auf den alten berufen, der in Dichtung und Wahrheit (I 7) von mehreren, nicht dem Feuer übergebenen Stücken spricht, der Laune des Verliebten, den Mitschuldigen, an welchem letzteren er, wie er sagt, immerfort mit besonderer Liebe besserte.

Aber dem herrschenden Prosastil wird dadurch das Urteil nicht erspart, dafs er bis heute kaum recht flügge geworden, dafs er von den Eierschalen seines Ursprungs noch manches Stück mit sich herumschleppt, dafs er noch nicht so weit erwachsen ist, um das, was er zu sagen hat, in einer menschlichen Sprache zu sagen, das heifst in einer Sprache, die nicht blofs bequem aus der Feder, sondern auch bequem vom Munde geht, die nicht blofs durch optische Zeichen andeutet, was sie will, sondern auch klingt.

'Dieser Mensch redet wie ein Buch', ist ein krankes Lob. Umgekehrt sei die Losung: 'Dies Buch redet, wie ein Mensch'.

III

WÖRTER UND WORTE

'Und sprach die geflügelten Wörter', so müfste in zeitgemäfser Übertragung die homerische Formel lauten. Denn nach der so einflufsreichen Sprachscholastik unsrer Tage stellt sich die Sprache lediglich als eine lockere Folge von einzelnen Wörtern dar.

Als man noch nicht so viel las, als es noch keine vielbändigen Romane und keine Zeitungen gab und weder Papier noch Pergament, und man der Kunst froh war, einer Urkunde wichtigen Wortlaut in Holz zu schnitzen oder in Stein zu graben, da durfte man die Worte ungetrennt schreiben, wie man sie sprach. Und selbst die Pausen, die man beim Sprechen machte, durften in der Schrift unausgeprägt bleiben. Man hatte Lust und Mufse, die vielbedeutenden Zeichen andachtsvoll zu deuten. Heute dringen aus Rollen und Büchern die Gedanken von Jahrtausenden auf uns ein; täglich bestürmt uns aus Büchern und Blättern ein Stimmengewirr unzählbarer Redner. Was im Laufe von vierundzwanzig Stunden aus allen Enden der Welt in der Druckerei der Zeitung oder in unserm Briefkasten zusammenströmt, das mufs unser Auge in wenig Minuten überfliegen können. Da sind uns wahrlich die kleinen graphischen Hilfen, wie Heraushebung einzelner Wörter und vor allem durchgehende Trennung

der Wörter zu gönnen. Wenns nur dabei bliebe! Dem kleinen ABC-Schützen — da unser Leben ein Lesen ist, so erscheinen uns schon die ersten Knabenjahre vornehmlich unter dem Gesichtswinkel des Lesens —, dem kleinen ABC-Schützen also eröffnet die Fibel eine neue Welt. Da lernt er die Sprache feinsäuberlich in Wörter, Silben und Buchstaben zerlegen. Ohr und Zunge sind noch ungeschärft, da hilft ihm das Auge scheiden und gliedern. Wenns nur bei der Hilfe bliebe! Unsere hochdeutsche Muttersprache, die Sprache unsrer Denker und Dichter ist ja nicht künstliche, sondern lebendige Sprache. Und Leben ist Geschmeidigkeit, Freiheit, innerer untrennbarer Zusammenhang, nicht bloſs mechanische Beweglichkeit säuberlich zerlegbarer Glieder.

Es gab einmal eine Zeit, da schrieb man 'giloubistu' und 'mitten friunden'. Aber das ist lange her. Heute ist man viel tugendhafter — im kleinen. Einen gelehrten Japaner hört ich in fehlerlosem Deutsch den Konfutsianismus mit edem Schintoismus vergleichen; und er schilderte den japanischen Gott edes Feuers und den Gott edes Wassers. Ich wiederhole, sein Deutsch war fehlerlos, ja der Ausdruck erstaunlich sicher und reich: er muſs ausgezeichnete Lehrer gehabt haben. Wie kam er nun zu dem seltsamen 'mit edem'? Ich hätt ihm gerne 'guten Abend' geboten, um mich über seine Religion mit ihm zu unterhalten. Ich hätte jedoch 'gutenabend' gesagt, und er hätte dann vielleicht vergeblich in seinem Wortschatze nach dem Worte 'Nabend' gesucht.

Man weiſs recht gut, daſs der Franzose von Wort zu Wort hinüberzieht. Wie der Engländer spricht,

hat kürzlich Henri Sweet der erstaunten Welt gezeigt. Nur der Deutsche gewöhnt sich künstlich, die Rede in Wörter zu zerhacken. Der Deutsche, sag ich, denn man glaube nicht, dafs diese Steifheit sich nur bei deutsch sprechenden Ausländern beobachten lasse ('beob-achten' natürlich).

Im königlichen Schauspielhause zu Berlin hört ich den Kornet in den Piccolomini, er mochte frisch von der Theaterschule herkommen, seine Muttersprache genau so radebrechen, wie der Sohn Ostasiens die fremde: 'mit edepeschen', 'nicht edafs ich wüfste', 'seit edrei Tagen'. Und ein hervorragendes Mitglied des selben Theaters bestätigte mir auf meine Frage, dafs man es in der That so anfangen müfste, um das anlautende *D* von dem vorangehenden *T* scharf zu trennen. Auch Goethe befahl ja seinen Schauspielern zu trennen: Schliefst sie blühend | den Kreis des Schönen — in diesem Verse gewifs mit vollem Recht. Also nicht blofs auf Vermeidung der Assimilation ists abgesehen. Darüber liefse sich am ende reden. Denn in der That giebt es Assimilationen in der Umgangssprache ('Umgangschprache', 'Fe(fs)schmaus', 'Willemschtrafse', 'Abmbrot', 'gekomm'), die dem Kothurn nicht wohl anstehen. Aber wenn man an jedem Silben- und Wortanfang, gleichviel welche Laute voraufgingen, und ob Sinn und Vers eine Pause vertragen oder nicht, die Zunge zwingen will, neu einzusetzen, so wird man im besten Falle beim Deutsch jenes Japaners enden. Wenn vollends Sänger dieser Silbenstecherei verfallen, und schliefslich beinahe jedem Zusammenstofs von Konsonanten durch eingeschobenes *E* ausweichen,

Weibes e Wonne und e Weret

so hat man den Eindruck, als ob ein Terunkener schewankte, trunken ach! vor Nüchternheit.

Man will Sauberkeit, und erreicht nur gröfsere Unsauberkeit. Durch künstliche Trennungen will man den natürlichen Prozefs der Abschleifung hemmen, und man beschleunigt ihn nur. Davon weifs der Pilgersmann *R* ein Lied zu singen. Meine Leser kennen die prächtige Scheltrede Vischers, in der er mit Recht namentlich über den Schwund des auslautenden *R* Beschwerde führte. Der hatte noch ein Ohr für den Erzklang der deutschen Zunge, und suchte nun es anderen zu schärfen. Was half es? was konnt es helfen, wenn nun einmal die Sprache, die doch über dem einzelnen Sprecher steht, den Laut da, wo er unbequem ist, beseitigen will?

Doch ehe wir uns so ergeben, mag noch eins erwogen werden: Wodurch wird uns denn auslautendes *R* so unbequem? Im natürlichen Flufs der Rede, die nur Pausen macht, wo der Sinn sie fordert, wird der Auslaut beinahe zum Inlaut und das *R* macht minder Schwierigkeit:

Aberüberdemstummenerwacht —

und Zung oder Gaumen stellen sich gleichsam auf das *R* ein, so dafs sie es nun wohl auch am Ende leichter herausbringen:

lauter unermefslicherjammer.

Spricht man jedoch, wie der orthographische Aberglaube will, künstlich stammelnd Wort für Wort getrennt, ohne doch ganz besonders Kraft und Zeit aufzuwenden, so wird das auslautende *R* leicht ganz verstummen:

Abe- übe- dem stummen e-wacht . . .

Und wer ein Gurgler ist, 'ein Lurbser' nach Vischer, dem spielt es noch einen schlimmeren Streich:

Aba üba dem stummen awacht . . .

Ich habe dies von einer Oberbayrin gelernt. Ein Norddeutscher bat sie um ein Rühr-Ei, das aber in seinem Munde zu einem Rüe-Ei wurde. Sie verstand ihn nicht. Er wiederholte: 'ein Rüe-Ei'. Endlich rief sie ärgerlich: 'ach! a Rürei!'

Jenes 'Rüeei' soll uns ein Symbol der grausamen Rache sein, wie sie der Genius der Sprache nimmt für die grausame Zerfleischung der Rede in Wörter. Die Formen dieser Rache sind jedoch durch die geschilderten Auswüchse und Verstümmelungen noch nicht erschöpft.

Was du von der Minute ausgeschlagen,
Gibt keine Ewigkeit zurück.

Hört man wohl, wies in diesen inhaltschweren Versen gähnt? 'Minuteaus—', 'keineewigkeit'. Der Kunstausdruck für dies Gähnen ist Hiatus. In der griechischen Bezeichnung χασμωδία klingt gar χάος an. Gähnen wir nur so weiter, so wird unsre Sprache bald beim Chaos anlangen, dem allgemeinen Rüeei!

Die Dichter der Alten haben den Hiatus bekanntlich streng gemieden. Wo wir ihm dennoch bei ihnen begegnen, dürfen wir jedesmal nach einer besonderen Legitimierung fragen. Bleibt die aus, so pflegen wir Verderbnis der Überlieferung anzunehmen.

Den deutschen Dichtern fiel er erst allmählich aufs Gewissen. Strenger ward man gegen Ende der mittelhochdeutschen Zeit. Man begann namentlich kurzes *E* vor vokalischem Anlaut als Mifsklang zu empfinden. Die Sprache kam diesem Wohllauts-

bedürfnis entgegen, indem sie unter gewissen Bedingungen eben dies kurze Schlufs-*E* abzuwerfen liebte: 'Gnad(e) und Frid(e) zuvor', so Luther; 'Wär(e) ich ein Knab(e) geboren', so das Volkslied. Man nennt dies Apókope. So wurden durch die grofse Künstlerin unbewufst die Rüeeitöne verhütet.

Doch dieser weitgehenden Freiheit im Abwerfen des Schlufs-*E* sind wir längst wieder entwöhnt worden. Und dadurch ist die Hiatusgefahr ins ungeheure gewachsen. So sehr, dafs an eine gründliche Abwehr, in der Prosa wenigstens, wohl nicht mehr zu denken ist. Unnötig schädigend wirkt jedoch hier unsre Gewohnheit, die Stelle eines unterdrückten *E* durch ein Häkchen anzudeuten. Ich sehe davon ab, dafs wir dabei nicht konsequent verfahren, dafs wir es setzen, wo gar nichts ausgefallen ist: 'Goethe's Werke', und wiederum es zu setzen unterlassen, wo nicht blofs ein *E,* sondern viel mehr ausgefallen ist. Das Häk'chen ist überhaupt vo'm Übel. Es ist, als ob man Gewissen'sbisse fühl'te*), als wollte man sich einer Unterschlagung schuldig bekennen. Durch solch Bekenntnis wird aber ein falscher Rechtszustand geschaffen. Die Apókope in 'Aug um Auge, Sonn und Mond, Lieb und Lust, Freud und Leid', oder in 'hab ich, konnt er, sandt ihm' erscheint jetzt überall nicht als Pflicht, sondern als Licenz, wie man sie der Umgangssprache zugesteht, die es sich bequemer machen darf, und wohl auch den Dichtern, die unter dem Zwange des Verses stehn. Dafs die Muse der Sprache

*) Wenn ich karikieren wollte, so könnt ich noch viel mehr Häkchen verlangen: Das' Häk'chen ist überhaub't vo'''m' Übel', es ist als' ob' . .

sich diesem Zwang entgegensehnt, wie das Mädchen dem Tanze, wird hierbei vergessen. Der Zwang des Verses wird nicht mehr als ein mächtiger Hebel *) empfunden, der die Sprache erst auf ihre eigentliche Höhe hebt, sondern im besten Fall als ein Freibrief auf gewisse Abweichungen vom Paradigma der Schulgrammatik, namentlich auf Verkürzungen, denen gegenüber die vollständigern Formen unter allen Umständen, hiatuszeugend oder nicht, als das eigentlich korrekte erscheinen: Schulfuchsereien, wie sie sich bei uns auf Grund einer mifsverstandnen Orthographie entwickelt haben, und durch die es gelungen ist, den musikalischen Sinn der Sprache einzuschüchtern oder einzuschläfern.

Unter solchen Umständen mufs der Dichter Mut und Wachsamkeit verdoppeln, um einen Rest guter Sitten in bessre Zeiten hinüberzuretten.

Goethe empfand diese Pflicht. Er hat sie auch Schillern eingeschärft (Brief vom 14. Jan. 1805). Doch kam die Mahnung für diesen zu spät. Und wenn Goethe schon früher den Hiatus zu meiden wufste: einige Male hat auch er ihn, selbst in seinen vornehmsten Dichtungen sich durchgehen lassen. In der Iphigenie und im Tasso fand Scherer **) sechs Hiate:
Iphigenie

I 3 Um Trojens Mauern lagerte. Ob sie
Die Stadt gewonnen . . .

II 2 Warf die Verderbliche ein faltenreich
Gewebe.

III 1 Wer bist du, deren Stimme mir entsetzlich
Das Innerste in seinen Tiefen wendet?

---

*) Schiller an Goethe 24. Nov. 1797, Goethe an Schiller 5. Mai 1798.

**) In dem Sammelbande philologischer Aufsätze zu Ehren Theodor Mommsens. Berlin 1877, S. 224.

Tasso

II 1 Das Göttlichste erfuhr ich nur in dir.
III 4 (Man erlaubt) Sich eine Laune, ungezähmter wirkt
Die Leidenschaft.
ebd. Zu neuer Mühe auszuruhen denkt.

Weitere elf übersah er:

Iphigenie

II 1 Soll ich wie meine Ahnen — bluten?
III 1 Wo eine alte leichte Spur . . .
V 3 Ich habe nichts als Worte, und es ziemt . . .

Tasso

I 1 . . . erkennst du sie nicht alle
Für holde Früchte einer wahren Liebe?
II 1 Verwirrte unklug, was du lösen wolltest.
II 3 Das schönste Opfer.
III 2 Ich zauderte; es war nur kurze Zeit.
III 2 Geduld, Eleonore! üben konnt ich die . . .
IV 2 Die traurige Erfahrung.
V 1 Vergessen, dafs ich eigentlich an ihn
Zu fordern hätte. Uber vieles kann
Der Mensch zum Herrn sich machen.
V 4 So komm ich an die Schwelle. Offen steht
Die Thüre schon.

Doch wichtiger als die stehn gebliebenen, sind die glücklich beseitigten Hiate:

Iphigenie

I 3 Du hattest mir die Sinnen eingewiegt.

Die Form 'Sinnen' war sehr willkommen, um den Hiatus zu vermeiden, so mit Recht Scherer. Aber absichtlich zu diesem Zwecke gewählt? Goethe liebte die Form. 'Zu neuen Gefühlen all meine Sinnen sich erwühlen' (Faust 479 Sophienausg.; vgl. 431, 1436, 1633, 2734). Vollends in der edlern Bedeutung, die hier auszuprägen sich wohl empfahl. In den frühern Fassungen fehlt der Satz ganz. Also: Wer will es sagen, ob die Form Sinnen eigens gewählt ward, um den Hiatus zu meiden?

> Mit Donnerstimmen und mit Windesbrausen

lautete vorher: mit fürchterlichen Donnerschlägen. Der Plural lag also gleichsam in der Luft. Beweist also auch nichts.

Ein drittes Beispiel: Thoas spricht

> Und schweigt in ihrer Brust die rasche Glut,
> So dringt auf sie vergebens treu und mächtig
> Der Überredung goldne Zunge los.

Warum nicht 'ein'? Faust sagt wohl 'Das Element drang gräfslich auf mich los', dagegen Tasso 'Wer dringt so klug mit treuer lieber Meinung auf mich ein'? Dort drohendes Losbrechen, hier stetiges, nachhaltiges Einwirken. Ursprünglich hiefs es bei Thoas 'stürmt aus dem treuesten Herzen mit tausend goldnen Zungen auf sie los'. Doch 'Sturm' ward in 'Drang' gemäfsigt, aus dem 'treusten Herzen' ward 'treu und mächtig', statt der 'tausend goldnen Zungen' heifst es jetzt 'der Überredung goldne Zunge'. Hiernach mufs '(dringt) los' ein unerwartetes Umbiegen des Tons genannt werden. Ich frage wieder, warum nicht 'ein'? — Weil 'Zunge ein' unerträglich klang.

Zwingend freilich, auch den widerwilligen zwingend ist dieser Fall vielleicht noch weniger als die vorigen. Darum mufs ich weiter ausholen.

Bereits die erste, so zu sagen prosaische Fassung der Iphigenie von 1779 enthält zahlreiche Fälle der Apokope vor Vokalen: 'Stärk und Glück, dein und meine Rettung, Hülf und Rückkehr, voll Müh und eitel Stückwerk, erwart es ruhiger, ich hör Ulyssen, ich leugn es nicht' u. s. w., und natürlich nie anders als 'sag ich, hab ich, trag ich'. Je weiter nun die Rhythmisierung fortschritt, desto strenger ward füglich das Gebot klaffendes *E*, wenn es apokopierbar war,

abzuwerfen. Wo jedoch dies Mittel versagte, da bedurft es kräftigern Eingreifens. Es ist nun zweifellos, dafs bei den sechzig bis siebzig Hiaten, die soviel ich sehe, zwischen der ersten und der letzten Fassung getilgt wurden, oft auch andre Gründe der Änderung mitsprachen, und dem glücklich gestimmten Dichter mit dem gediegneren Ausdruck zugleich auch der reinere Wohllaut von der begnadeten Lippe flofs.

Unsterbliche! auf euren reinen Wolken

ward erweitert in 'Unsterbliche, die ihr den reinen Tag auf immer neuen Wolken selig lebt' und

O süfse Stimme! o willkommner Ton!

verändert in 'O süfse Stimme! vielwillkommner Ton'. Wer will sich hier darauf steifen, dafs der Hiatus den ersten Anstofs zu der Änderung gegeben habe? Ich möcht es glauben, trotz der starken Interpunktion. Doch davon später! Die Stimme, deren Ton den treuen Pylades so süfs anheimelte, sprach kurz vorher:

Die Freiheit, die ich dir gewähre, ist gefährlich.

Eine Hebung zuviel. Darum setzte Goethe 1787 'gebe' statt 'dir gewähre', aber nicht:

Die Freiheit, die ich gebe, ist gefährlich.

sondern:

Gefährlich ist die Freiheit, die ich gebe.

Eine ähnlich energische Umstellung zieht der Pylades von 1787 vor, wenn er früher meinte: 'Ich denke anders', jetzt aber: 'Ganz anders denk ich'. Und während der König in Iphigeniens Freundlichkeit bis 1781 'die Liebe einer Tochter' zu sehn sich freute, steigert er diesen Eindruck 1787 zu 'der zarten Tochter Liebe'. Also überall mit der Beseitigung des Hiatus zugleich der Ausdruck gehoben. Vielleicht war dies das erste; der kleine Vorteil ward dabei mit wahr-

genommen. In der Lügenmär sind wir gewohnt, von zwei Söhnen Adrasts reden zu hören, und dann:

Ich bin der jüngste, Cephalus genannt.

Ursprünglich hiefs es, mit zwei Hiaten, aber freilich auch sonst mifstönend genug:

Der jüngste ich, mein Name ist Amphion.

Früher hiefs es: Die eine kannt ich. Eine andre nahm — jetzt: doch die ältste nahm; früher: O sollte einer reinen Schwester Wort — jetzt: Soll nicht der reinen Schwester Segenswort; früher: Es ist das letzte und das gräfslichste — jetzt: dem letzten, gräfslichsten; früher: an fremde Ufer — jetzt: an fremdes Ufer. Diese Stellen mögen rückwärts die anderen in das rechte Licht setzen. Nun wird man mit heller Freude sehn, wie glücklich Goethe 'zu grofse Ehre', 'meine Ahnherrn', 'alle unsre Waffen', 'die grüne Erde', 'das delphische Orakel', 'der grofse Agamemnon', 'Wölfe um den Baum', 'die leichte Iris', 'Eure Amazonen' und alle die anderen gähnenden Lautungeheuer aus der Welt zu schaffen wufste.

Diese Musterung war nötig, um für Art und Zahl der stehen gebliebenen Hiate den rechten Mafsstab zu gewinnen.

Interpunktion, so sahn wir, galt dem Dichter nicht ohne weitres für entschuldigend. Was ist denn auch Interpunktion? Wird sie mitgesprochen? Doch nur als Ton und als Pause. Aber wie oft fordert unsre Schulinterpunktion ein Zeichen, wo wir beim Lesen keine Pause machen! Und wieviel Pausen macht der verständige Redner, ohne dafs ihnen in der Schrift ein Zeichen entspräche! Aber nicht die konventionelle

Interpunktion, sondern die sinngemäfse Pause kann mafsgebend sein und war es für Goethe.

> O süfse Stimme! o willkommner Ton . . .
> Unsterbliche! auf euren (reinen) Wolken . . .
> Die Freiheit, die ich gebe, ist gefährlich . . .

diese Hiate wurden beseitigt. Geduldet aber wurden, ich bitte die vorhin ausgeschriebenen Stellen nachzulesen: 'lagerte. Ob'; 'Worte, und'; 'Laune, ungezähmter'; 'zauderte; es'; 'hätte. Über'; 'Schwelle. Offen'. Geduldet also am Ende der Periode und zwischen zwei vollständigen Hauptsätzen. Einen Fall eigner Art haben wir in

> Geduld, Eleonore! üben konnt ich die
> Von Jugend auf.

Doch auch hier hält nur der sinnlos lesende nicht inne. Wo aber niemand daran denkt zwei Laute zu vereinen, da kommt ihre Unvereinbarkeit, der Hiatus also gar nicht in Frage.

Ähnlich steht es bei den rhythmischen Einschnitten, sei es am Ende des Verses oder an der sogenannten Cäsur. An solchen Stellen wird unter dem Einflufs des Verses die Sinnespause über ihr natürliches Mafs erhöht. Am Versende hat denn auch Goethe den Hiatus, selbst in seiner Lyrik, unbedenklich zugelassen. Doch bleiben wir beim jambischen Fünffufs: die Dichter des vorigen Jahrhunderts verfuhren hier verschieden. Der verständig scharfe Lessing anders, als Goethe, der tiefen Sprachtöne Meister. Jenem sind die rhythmischen Einschnitte fast gleichgiltig. Goethes Ohr war hierfür empfänglicher. Folgerichtig hatt er keinen Grund den Hiatus zwischen Verses Aus- und Anlaut zu scheuen. Und wiederum folgerichtig hat man bei ihm mit Cäsuren zu rechnen. Auch in der Iphigenie, wiewohl

man nicht wird behaupten dürfen, dafs hier oder in den etwa gleichzeitigen Geheimnissen oder in der Zueignung jeder Vers seine Cäsur habe.

Damit verschwinden von unserm Index weitere fünf Hiate:

> Warf die Verderbliche | ein —
> Das Innerste | in —
> Das Göttlichste | erfuhr —
> Zu neuer Mühe | auszuruhen —
> Für holde Früchte | einer —

Es ist mir nicht wahrscheinlich, dafs bei den drei ersten Fällen Schillers Art sollte eingewirkt haben, der betontes *E* überaus häufig im Hiatus stehn hat. Maria: Sie ist die Jüngeré an Jahren; Beatrice: Die Stadt die völkerwimmelndé ertosen. Man könnte diesen Hiatus auch nach Haller benennen, wenn es sich bestätigen sollte, dafs dieser sorgsame Dichter betontes *E* vor vokalischem Anlaut, wie 'schimmerndé Altäre', weniger ängstlich gemieden hätte, als unbetontes. Aber Goethe? Sicherer würde man das wissen, hätte Zarncke seine sorgfältigen Untersuchungen, die er Goethe zu Ehren angestellt, zum 19. Oktober 1865, nicht grade bei Goethe abgebrochen. Aber wir wissen durch Zarncke, dafs Goethe die französche Cäsur, die eben hier unter den drei Fällen zweimal vorliegt, eine Zeit lang, selbst in der italienischen Stanze, durchaus vorherrschen liefs. Auch in der Iphigenie ist sie zuweilen ohrenfällig genug:

> 'Das Wenige | verschwindet leicht dem Blick,
> Der vorwärts sieht, | wieviel noch übrig bleibt'.
> "Doch lobst du den, | der seine That nicht schätzt?"
> 'Man tadelt'den, | der seine Thaten wägt'.

Zum zweiten jener Fälle ist es nützlich, die ältere Fassung zu vergleichen. Da steht: 'Mein Innerstes

in seinen Tiefen wendet'. Der (scheinbare) Hiatus ist also durch die letzte, sonst doch überaus sorgfältige Fassung erst hineingekommen.

Es bleiben somit in Iphigenie und Tasso, also in fünftausend und einigen Versen, im ganzen fünf Hiate. Ein Thor, wen das verdriefst. Ein Thor auch, wen es tröstet, über den Gähnkrampf der eignen Verse, mein ich, tröstet. Denn ein Trost ist dabei: Man vergleiche die Menge der glücklich geschlossnen und gemiednen Hiate mit dem winzigen Rest offengebliebner; unsre Sprache ist noch nicht so alt und welk, als die meisten der neueren Dichter uns wollen glauben lassen. Sie macht dem zu schaffen, dem es Ernst ist um die Kunst. 'Und so verderb ich, unglücklicher Dichter, In dem schlechtesten Stoff leider nun Leben und Kunst'. Aber schliefslich giebt sie doch etwas her dem, der ernsthaft wirbt. Goethe, der die Schranken seiner Muttersprache empfand, wie keiner, hat sie auch hinausgerückt, wie keiner.

Schillers Stärke war der grofse Schritt, der hohe Schwung, nicht die sinnliche Kraft, nicht die Anmut und Reinheit der Form. Die Dichtung unsres Jahrhunderts ist aber hierin noch unter Schiller herabgesunken, und das vor lauter Scheinreinigkeit (das Wort ist von Leibniz). Vor der papiernen Logik kann nur 'habe ich' bestehen, da es doch 'ich habe' heifst und nicht 'ich hab'! Doch Schiller hatte noch Ohr genug, zu hören, dafs niemand, der Papierne natürlich und die Seinen ausgenommen, anders spricht, als 'hab ich', 'hatt ich', 'versteh Euch'. Der sonst so hiatusreiche Dichter hat zwischen Verbalformen und ihrem enklitischen Anhang niemals Hiatus eintreten lassen.

Das selbe mufs freilich den ernsthafteren unter den Dichtern unsres Jahrhunderts bezeugt werden, besonders Uhlanden, der sogar ausdrücklich, wie wir jetzt aus seinem Nachlafs erfahren, grade solche Hiate getadelt hat, was sicherlich kein Zufall ist.

Doch bleiben wir einmal bei den Fällen mit 'ich'. Suleika sang

> Dort wo hohe Mauern glühen
> Finde ich den Vielgeliebten.

Goethe machte daraus

> Find ich bald den Vielgeliebten.

Wie anders 'der gröfste Lyriker nach Goethe'!

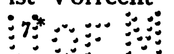
> Träumend, wie im halben Schlummer
> Wandle ich bei Tag.

'Wandel(e) ich bei Tag' kam Heinen nicht in den Sinn. —

> Der Junker sprach: Wohl kenne ich
> Dies blühende, glühende Bildnis. —
>
> Und immer irrte ich nach Liebe. —
>
> Wie sie mich ansah, streng und wunderlich
> Und doch so liebevoll, erwachte ich. —
>
> Das Herz ist mir bedrückt, und sehnlich
> Gedenke ich der alten Zeit. —
>
> Auf den Wällen Salamankas
> Sind die Lüfte lind und labend.
> Dort mit meiner holden Donna
> Wandle ich am Sommerabend. —
>
> Ruhig schüttelte ich ab
> Den Staub von meinen Reisekleidern. —
>
> Als ich safs auf Mutters Schoofs,
> Glaubte ich an Gott den Vater. —

Diese schlimmsten Fälle, aus Heines besten Liedern mögen als Probe genügen. Man ermesse darnach, wie es sonst bei ihm gähnt und schlottert.

Aber die Zwanglosigkeit der Form ist Vorrecht



des Volkslieds. Grade durch das minder strenge der Form wirkt Heines Muse, wie der Hirtin schlichtes Lied, mit der elementaren Gewalt des Naturlauts.

Sehn wir uns doch einmal das Volkslied auf den Ich-Hiatus an. Was man unter dem Namen Volkslied zusammenfafst, ist von recht verschiednem Wert. Auch das Volkslied hat seine Blüte gehabt und seinen Verfall. Und dennoch, bis man einen Ich-Hiatus findet, mag man lange suchen. Hier ist einer, aus der Ballade vom verhungernden Kinde:

> Mutter, ach Mutter, es hungert mich!
> Gieb mir Brod, sonst sterbe ich.

So steht wenigstens im Wunderhorn von 1806. Ein andrer im Lied 'O Schiffmann!' wie es Anna von Droste Hülshoff aufzeichnete:

> O Mädelein!
> Leib und Seele verkaufe ich,
> Dein junges Leben rette ich.

So wäre Heine gerechtfertigt? Ja, wenn es recht ist, dafs der Künstler die Natur urteilslos abschreibe, wie er sie grade findet. Nun aber hiefs es in der Hungerballade früher 'Gib mir Brod, sonst stirb ich'; so steht denn auch in der Charlottenburger Ausgabe von 1845 'sterb ich'. Und im Schifferliede haben ältere Fassungen 'geb ich wohl — lös ich schon' (Gräter 1814) und 'geb ich schon — rett ich schon' (Hoffmann 1842) und ähnliches.

Man sieht doch wohl, es handelt sich hier nicht um spinnwebne Regeln, sondern um eherne Gesetze. Nicht dieser oder jener Sprachmeister, die Sprache selber, vollends wo sie ihre Glieder nach dem Takte regt, verbietet die Pronominalenklitika von der voraufgehenden Verbalform durch den Hiatus zu trennen.

